Der deutsche Adelsroman im 19. Jahrhundert

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Philosophischen Fakultät

der

Albert-Ludwigs-Universität

zu

Freiburg i. Br.,

vorgelegt von

Walter Manggold

aus Offenburg

1934

Druck: Handelsdruckerei C. Trute, Quakenbrück i. H.

Referent: Prof. Dr. Witkop.
Korreferent: Prof. Dr. Brie.

Tag der mündlichen Prüfung: 24. Juli 1931.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhalt.

Seite

Vorwort 1

Kapitel I. Der Adelsroman der Romantik . . 3

Die politischen und staatsphilosophischen Anschauungen der Romantik. — Joseph v. Eichendorff: „Ahnung und Gegenwart". — Achim v. Arnim „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores".

Kapitel II. Die Jungdeutschen und Immermann 42

Die kulturellen, sozialen und literarischen Zustände um 1830. — Heinrich Laube: „Das junge Europa". — Immermann: „Die Epigonen" — und „Münchhausen".

Kapitel III. Von „Münchhausen" bis zum neuen Reich 76

Ida Gräfin Hahn-Hahn. — Alexander v. Ungarn-Sternberg: „Diana" und „Paul". — Max Waldau (Spiller v. Hauenschild: „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt". — Lewin Schücking: „Die Ritterbürtigen". — Luise von Gall: „Der neue Kreuzritter". — Karl Gutzkow: „Die Ritter v. Geist". — Gustav Freytag: „Soll und Haben". — Fanny Lewald. — Berthold Auerbach: „Neues Leben" und „Auf der Höhe". — Fr. Spielhagen: „Problematische Naturen", „Die v. Hohenstein", „In Reih u. Glied" und „Hammer u. Amboß".

Ausgang: Th. Fontane u. Eduard v. Keyserling . . . 110

Vorwort.

Jeder Roman, so er wahrhaft und in der Grundstruktur epischer Dichtung verwurzelt ist, gibt das Bild eines Volkes oder eines Standes. Der Roman ist „die Epopoe eines Zeitalters, für das die extensive Totalität des Lebens nicht mehr sinnfällig gegeben ist, für das die Lebensimmanenz des Sinnes zum Problem geworden ist und das dennoch die Gesinnung zur Totalität hat“ [1]).

Die Gesinnung zur Totalität ist es, die das Wesen des echten Romanes ausmacht, darin Individuelles und Zeitliches stets zu Objektivem und Allgemeinmenschlichem gesteigert sein sollen. Im großen Epos ist das Volk in seiner Gesamtheit der Held, später wird es der Stand, oder der Einzelne. Aber immer muß dieser Held der Repräsentant einer Gemeinschaft sein, deren Lebensformen im Roman gestalteten Ausdruck finden, muß um diesen Helden ein Zeit- und Weltbild, „die Totalität einer Welt- und Lebensanschauung“ (Hegel) gestaltet sein.

Wenn man nun das Thema dieser Untersuchung näher bezeichnen und formulieren soll, so muß man nach den oben gegebenen allgemeinen Definitionen über das Wesen des Epischen und des Romans den Adelsroman kennzeichnen als einen Roman, in dem der Adel als Vertreter bestimmter, nur für ihn geltender Lebensformen und in sich von andern Ständen wesentlich unterscheidender Lebenshaltung dargestellt wird. Epische Werke also, die das Typische und Besondere dieses Stands aufzeigen.

Es werden dabei Grundfragen der Gesellschaftsordnung berührt, die im 19. Jahrhundert mit einer Heftigkeit und leidenschaftlichen Anteilnahme aller Kreise debattiert wurden, Probleme, die im Mittelpunkt des staatlichen und sozialen Lebens des 19. Jahrhunderts stehen. Damit durchbrechen die Adelsromane dieser Zeit die Grenzen einer engeren Darstellung nur eines Standes, sie geben darüber hinaus ein Zeitbild, in einzelnen Fällen auch ein Weltbild. Alle politischen, sozialen und kulturellen Kämpfe, die schon im ersten Jahr-

[1]) Georg Lukacs: Die Theorie des Romans, Berlin 1920, S. 44.

zehnt des 19. Jahrhunderts mit den Sozialreformen des Freiherrn vom Stein beginnen, finden ihren Niederschlag und Ausdruck gerade in den hier zu betrachtenden Adelsromanen.

Denn die Frage nach ständischer Gestaltung und Neuordnung des staatlichen Aufbaus steht im Vordergrund aller Diskussionen, und zunächst geht der Kampf fast ausschließlich um das Adelsproblem, bis die veränderte Zeit auch neue Fragen mit heraufführt, der Liberalismus des Bürgertums und der Sozialismus neue Forderungen an die Öffentlichkeit stellen. So ist das Adelsproblem bis zur Gründung des deutschen Reiches bald stärker, bald schwächer bei allen Zeitromanen einer der wesentlichsten Inhalte; es gibt kaum einen sozialen Roman von der Romantik bis zu Spielhagen — die beiden Grenzpunkte dieser Arbeit —, in dem nicht die Adelsfrage eine ziemliche Rolle spielt.

Es wurden in dieser Abhandlung nur die bedeutsamsten und wesentlichsten Romane ihrer Zeit betrachtet, nur solche, die die Entwicklung und Wandlung der sozialen, politischen und geistigen Struktur des 19. Jahrhunderts deutlich machen und aufzeigen. Darunter, und besonders bei den Werken im 2. Drittel des Jahrhunderts, als die Literatur nicht so sehr künstlerischem Wollen, als politischen Antrieben entwuchs, als sie vor allem politisches Kampfmittel wurde, sind Romane, deren künstlerischer Wert nur sehr gering ist, die nicht gestalteten Ausdruck einer Lebensgemeinschaft geben, sondern im Stofflichen stecken bleiben, die keinesfalls mit den Maßstäben der großen Epik gemessen werden können. Aber diese künstlerisch wenig bedeutenden Adelsromane geben ein Bild der kulturellen, soziologischen und politischen Strömungen von der Romantik bis zur Gründung des deutschen Kaiserreiches, mit dem dann vorläufig diese Probleme zur äußeren Ruhe kommen. Und über das Stofflich-Zeitbedingte, über die Klasseninteressen der Stände hinaus und in der Darstellung der Gegensätze verschiedener Kulturexponenten ständischer und staatlicher Entwicklung werden doch auch typische Merkmale allgemeinmenschlicher Lebensformen sichtbar, es offenbart sich bei aller Gegenständlichkeit der Motive im epischen Schaffen des 19. Jahrhunderts auch wieder der organische Zusammenhang des Lebens und seiner Erscheinungen.

So wird die letzte Aufgabe dieser Arbeit sein, nachzuweisen, wie über die zeitliche und stoffliche Gebundenheit der Adelsromane hinaus eine zeitlose Totalität deutlich wird, wie bei aller nationalen Besonderheit ein ewig Menschliches durchbricht, das in der epischen Kunst seinen tiefsten Gehalt und seine reinste Form findet.

Kapitel I.
Der Adelsroman der Romantik.

Wenn man den Begriff des Adelsromans faßt als den literarischen Ausdruck der erbitterten Ideenkämpfe um das ständische Problem, das besonders seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts immer stärker und dem allgemeinen Bewußtsein deutlicher wird, wenn also im Adelsroman sich die soziologischen, politischen und geistig-kulturellen Strömungen des jeweiligen Zeitabschnittes unter dem besonderen Gesichtspunkt der Klassengegensätze widerspiegeln, so erhebt sich die Frage, ob gerade der romantische Roman Stoff birgt für dieses Thema, das so sehr im Zeitbedingten wurzelt. Denn das Wesen des romantischen Romans ist vor allem das musikalische Grunderlebnis des Dichters: „es ist allein der Reiz allgemein musikalischer Atmosphäre, das Welt oder Lebensgefühl, das darin ausgelöst werden soll“ [1]). Das subjektive Gefühlserlebnis des Dichters, orientiert auf ein Transzendentes, losgelöst von aller stofflichen Daseinsrealität, ist der Ursprung romantisch-künstlerischen Schaffens. Menschen und Dinge existieren darin nur aus einer beziehungslosen, ichbedingten Phantasiewelt. Verzicht also auf anschaulich-plastische Wirklichkeitsdarstellung zugunsten musikalischer Tendenzen, starke lyrische Gefühlsbetontheit statt Schilderung epischen Geschehens und der Konzeption eines epischen Weltbildes. Mit der Romantik scheint demnach eine Linie abzubrechen, die man in der Entwicklung des deutschen Romans, gesehen vom Gesichtspunkt des Adelsromans, ziehen kann: die Linie, die aus dem mittelalterlichen Epos, in dem die höfisch-ritterliche Kultur des Mittelalters gestaltet ist, heraufzieht (und immer die Beziehung des Ständeproblems zur Literatur deutlich werden läßt) über den galant-heroischen Roman des Barock, in dem einmal der didaktische Zweck der Bildungserweiterung der gesellschaftlichen Oberschicht, des Adels, dann aber auch die aus diesem Bildungs- und Wissenshunger erwachsene Überheblichkeit des Kastengeistes inhaltlich und formal Ausdruck erhal-

[1]) Paula Scheidweiler: Der romantische Roman, S. 13. Lpzg. 1916.

ten, über den nur gelanten Adelsroman, in dem die Ablehnung feudaler, höfischer Kultur stärker und bewußter wird, zum Adelsroman des Pietismus, der gegenüber dem rational und ständisch gebundenen Menschen eine, fast mystische Ich-Betrachtung und Ich-Erkenntnis aus religiösem Empfinden kommend, in den Mittelpunkt stellt (was sich als geistige Unterströmung bis zur Romantik fortsetzt), weiter zum Adelsroman des „Sturm und Drang", der das Problem unter Rousseauschem Einfluß mit schon sozialer Empörung rein gefühlsmäßig in klarer, kämpferischer Absage gegen ständische Vorurteile formuliert, bis „kurz vor dem Ende des 18. Jahrhunderts das Ziel erreicht ist, und an die Stelle des sentimentalischen, einseitig-spekulativen Menschen, der in sich gerundete Mensch tritt, Symbol eines neuen Adels, der den des Standes zertrümmert hat und in dessen Kernzelle Edelsein steckt . . . . Die Epik, vollkommen in Gehalt und Form, deutet hier den Sinn des Jahrhunderts: Aufstieg aus dem Subjektivismus zur Sozialaristokratie, zum neuen Zusammenschluß der Menschheit zum Zwecke der Kollektivarbeit" [2]). Dieses in „Gehalt und Form vollkommene" epische Werk ist der Roman der deutschen Klassik, der „Wilhelm Meister", in dem das Problem der Beseitigung der Standesunterschiede „aus der Sphäre kalter Vernunftgründe und Philosopheme über die Erfassung durch das Gefühl zu den Bereichen praktischer Verwirklichung aufsteigt" (Radau).

Die Romantik scheint nun zunächst wieder einen Rückfall in den Subjektivismus zu bringen, der romantische Roman kehrt sich ab von der Auseinandersetzung mit Umwelt und Wirklichkeit. Die Grenzen des Endlichen sind gesprengt, die Problematik des erdgebundenen Seins wird umgangen durch die Flucht in eine Traumseligkeit künstlerischen Schaffens; jenseits einer sinnlichen, plastischen Realität im epischen Sinn will man die Sehnsucht nach dem Unendlichen erfüllen.

Das Romantische — „die Mittelstufe zwischen der vollen Wirklichkeit und der fabelhaften Dichtung, es ist die Wirklichkeit, poetisch behandelt, zum freien Kunstspiele des Geistes gemacht" (Garlieb Hellwig Merkel) [3]) — versponnen in eine metaphysische Ideenwelt, hat also scheinbar kein Organ für reale Dinge, kein Gefühl und Verständnis für die Ereignisse der Umwelt, kein Verhältnis zu den Problemen des politisch-soziologischen Lebens, wie sie unter dem Einfluß der französischen Revolution immer mehr in den Vordergrund und in den Mittelpunkt der geistigen Auseinandersetzungen treten. Aber dies Ereignis war zu mächtig, die Ideen von 1789 zogen immer weitere Kreise, über die Grenzen Frankreichs hinaus, und in

---

[2]) Benno Radau: Der dt. Adelsroman in d. 2. Hälfte d. 18. Jahrh. Diss. Freiburg 1930, S. 252.

[3]) Zitiert bei Josef Nadler: Die Berliner Romantik, Berlin 1931, S. 103.

Deutschland begeisterten sich Männer wie Lavater, J. H. Voss, Klopstock, Wieland u. a.[4]) dafür.

Doch folgte der Begeisterung bald Ernüchterung, als die Revolution allmählich zur Schreckensherrschaft der Jacobiner wurde; so sehr man anfänglich die Verkündigung der Menschenrechte begrüßte und der Befreiung des Individuums zustimmte, die blutigen Orgien des Pariser Pöbels stimmten Viele, die in der Revolution zuerst ein geistiges Befreiungswerk gesehen hatten, sehr bedenklich, die Auswirkungen der französischen Theorien schienen mit Fortschritt der Menschheit nichts mehr zu tun zu haben. Es entstand Widerspruch und Gegensätzlichkeit, die sich allerdings zur Hauptsache auf die Methoden der Revolution bezogen. Denn schließlich war die Revolution ja nur das Ende der ganzen geistigen Entwicklung im 18. Jahrhundert, des Rationalismus. Die Vertreter der Aufklärung aber, die der Revolution zugestimmt hatten, suchten nun, unter dem Eindruck einer exaltierten Pöbelherrschaft, mit nur aus dem Geist der Aufklärung gespeisten Gegengründen die Revolutionstheorien und ihre praktische Befolgung, zu bekämpfen. Diese rein äußerlich aus einer anders gerichteten politischen Haltung resultierende Ablehnung, die letzten Endes selbst noch im Rationalismus wurzelte, aber brachte die Überwindung der Revolution nicht. „Nur äußere Eindämmung, Abwehr oder Vernichtung des politischen Geschehens konnte erfolgen, nicht seine geistige Widerlegung. Diese setzte eine völlig andersartige, weltanschauliche Überzeugung, ein neues Lebensgefühl voraus, das auch im Staat eine völlig andersartige Lebenserscheinung sah, und die geschichtlichen Belange auf eine durchaus neue Weise wertete“[5]).

Diese neue Geisteshaltung und diese neue weltanschauliche Richtung brachte die Romantik. Aus ihr erwuchs die neue Staatsidee, die aus ihrem Gegensatz zur Aufklärung die Revolution überwand. Und so führte das zuerst nur nach innen, auf das Ich gerichtete Lebensgefühl der Romantik allmählich zur Auseinandersetzung mit der Umwelt, zur Orientierung der Umwelt an dieser neuen Weltanschauung, die sich durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch in den verschiedensten Strömungen auswirkte.

Der wesentliche Gegensatz zur vorherrschenden Weltanschauung des 18. Jahrhunderts war das Grunderlebnis der Gemeinschaft in der Romantik. Denn die Romantiker, so sehr sie auch das Indi-

---

[4]) Hierzu vergl. E. Sauer: D. franz. Revolution v. 1789 in d. Ged. Klopstocks; Euphorion 21 (1914); Niemeyer: Klopstocks Revolution, Herrigs Archiv XXII; H. v. Koskull, „Wielands Aufsätze über die Revolution“. Riga 1901.

[5]) Andreas Müller: D. Auseinandersetzung der Romantik mit den Ideen d. franz. Revolution. Dt. Vierteljahrsschrift f. Lit., Wiss. u. Geist. Gesch. Buchreihe Bd. 16, 1929, S. 206.

viduum in den Mittelpunkt ihres geistigen Weltbildes stellten, hatten einen von der Aufklärung doch verschiedenen Begriff des Individualismus und des Subjektivismus. Bei aller starken Betonung der Eigentümlichkeit und Besonderheit des Einzelnen wurde das Individuum doch in seiner Wirkung und Beziehung zu einem oder mehreren Andern betrachtet. Gerade die Sehnsucht nach dem Unendlichen, die Sehnsucht nach Erfüllung und Ergänzung des eigenen Ich trieb zur Gemeinschaft; daher auch dies Streben nach Synthese, das sich überall im romantischen Lebensgefühl äußert. Aus dieser so ganz anders gearteten und betrachteten Individution erwächst zunächst schon ein neuer Gemeinschaftsbegriff: Ehe und Familie z. B. werden aus der neuen Erkenntnis heraus in vertiefter Wertung gesehen und erlebt, im Gegensatz zur Aufklärung, wo die Ehe nichts weiter als ein Vertrag war.

Aus diesem engeren Gemeinschaftserlebnis entsteht dann die große Idee des romantischen Staats als einer Gemeinschaft. Der Staat ist jetzt nicht mehr, wie die Lehre des Naturrechts noch bedingte, nur ein Vertrag, den die Einzelindividuen aus rationalen Gründen zum Zweck des gegenseitigen Schutzes und zur Förderung der privaten Interessen schließen; so formulierte z. B. noch 1793 der Göttinger Rechtslehrer Schlözer in seinem „Allgemeinen Staatsrecht" den Begriff des Staates folgendermaßen: „Der Staat ist eine Erfindung: Menschen machten sie zu ihrem Wohle, wie sie Brandkassen usw. erfanden. Die instruktivste Art Staatslehre abzuhandeln ist, wenn man den Staat als eine künstliche, überaus zusammengesetzte Maschine, die zu einem bestimmten Zwecke gehen soll, behandelt" [6]).

Aber schon 1789 hatte der Engländer Edmund Burke unter dem Eindruck der französischen Revolution in seinen „Reflections on the Revolution in France" [7]), die später die Romantiker, so besonders Novalis, Schelling, Adam Müller u. a. direkt beeinflußten, das Wesen der Geschichte als einen naturhaften organischen Entwicklungsgang erfaßt, der einen geistig-seelischen Bogen über die Einzelindividuen spannt. Burke und die Romantiker, die seine Auffassung noch vertieften, sehen im Staat nicht mehr einen mechanistischen Zweckzusammenschluß, sondern die Idee einer Gemeinschaft, die auf innerer Bindung beruht, eine Gemeinschaft, der nicht nur die Lebenden angehören, sondern auch noch ist „zwischen denen, welche gelebt haben und denen, welche noch leben sollen" [8]). Der Staat wird nicht mehr begriffen als zufällige Zusammenfassung von Einzelindividuen, sondern als eine durch Irrationales, durch eine Idee, durch seelische

---

[6]) Zitiert bei P. Kluckhohn: Die deutsche Romantik, S. 157.

[7]) Übersetzt v. Friedrich Gentz, „Beobachtungen über d. franz. Revolution" (Berlin 1793).

[8]) Burke (übers. v. Gentz), a. a. O. I, 151.

Bedingtheiten gewordene, organisch gewachsene Gemeinschaft. Diese Tendenz zur Gemeinschaft existiert trotz einer fast mystischen Versenkung in das eigene Ich und einer, durch die aus dem Pietismus kommenden Unterströmung bedingt, starken Betonung und Analyse des psychischen Lebens. (Novalis, Schleiermacher). „Nur das Eigentümliche [9]) ist wahrhaft lebendig und frei, und nur unter Freien ist eine Vereinigung denkbar" (Eichendorff). Und „Alle Menschen sind Variationen eines vollständigen Individuums . . . . . Ein Variationenakkord ist eine Familie, wozu jede innig verbundene Gesellschaft zu rechnen ist" [10]). Die Familie aber, als eine „Anlage zu einer unendlichen, individuellen Menschheit" [11]) gesehen, ist so die Grundlage der Staatsverbindung; denn „die Ehe ist für die Politik, was der Hebel für die Maschinenlehre. Der Staat besteht nicht aus einzelnen Menschen, sondern aus Paaren und Gesellschaften [12]).

Individuum und Kollektivum werden synthetisch gesehen als Einheit aus zwei Prinzipien. Als lebendig wirkende Glieder, eines auf das andere einwirkend, als lebendig sich entwickelnder Organismus stellt sich der Staat der Romantik dar. Jeder Einzelne muß sich zwar dem Staat verpflichtet fühlen, aber die Individualität muß nicht geopfert werden, sie kann im Gesamtverband der Gemeinschaft ruhig für sich existieren. „Jeder Staat ist in dem Verhältnis vollkommen, in welchem jedes einzelne Glied, indem es Mittel zum Ganzen, zugleich in sich selbst Zweck ist. Eben dadurch, daß das Besondere in sich absolut ist, ist es auch wieder im Absoluten und integranter Teil desselben und umgekehrt" [13]).

Der Sinn für organisch und historisch Gewordenes war damit geweckt und bestimmte das Denken der Romantiker. Die politisch-soziologische Sphäre ist von nun an in den Kreis der Betrachtungen der Romantiker gezogen. In kühler Erkenntnis und hingebender Empfindung an die neuen Ideen werden die Theorien und Maximen formuliert und verkündet; Novalis fordert sogar „Staatsverkündiger und Prediger des Patriotismus".

Die Blickrichtung auf den Staat war fast rein historisch orientiert. Das Mittelalter galt für die Romantiker als die Vollendung der Staatsidee, „Deutschland hatte . . . sich selber wiedererkannt, und die Herzen . . . wurden auch für die großen Erinnerungen der

---

[9]) Der Begriff „Eigentümlichkeit" wird bei den Romantikern verstanden als Individualität und Persönlichkeit; „Persönlichkeit" wird in dem heute verstandenen Sinn noch kaum gebraucht.

[10]) Novalis: Schriften (hrsg. von J. Minor) Bd. II, S. 237.

[11]) Novalis: a. a. O. I, S. 179.

[12]) Novalis: a. a. O. S. 271; weiter auch Bmkg. über d. Staatsgedanke S. 146, 159, 237, 270.

[13]) F. W. Schelling, Werke, Münchner Jubiläumsausgabe 1927 Bd. III, S. 254.

Vorzeit wieder empfänglich. Man erkannte, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele . . .“ [14]). Und aus dieser neuen Kenntnis und Erkenntnis der Geschichte wird stark und bewußt der Ständestaat betont, da die Stände als Formen organischer und historischer Entwicklung gesehen werden.

Auch die aus der romantischen Auffassung von Ehe und Familie resultierende Gemeinschaftsidee wirkt sich auf den Staatsgedanken aus, der eine fast patriarchalische Färbung hat. Jeder fühlt sich dem Ganzen, der großen Gemeinschaft wie als Glied einer Familie verbunden, und „aus jedem Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor“ [15]).

In dieses persönliche, gefühlsmäßige und seelische Verbundensein mit dem Staat wird aber nicht nur der Einzelne einbezogen, auch die korporative Gruppe, der Stand, dem der Einzelne angehört, und die verschiedenen Gruppen und Stände geben als scharf sich unterscheidende Glieder das Staatsgebilde. „Der Staat ist immer ein Makroanthropos gewesen, die Zünfte = die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände = die Vermögen. Der Adel war das sittliche Vermögen, die Priester das religiöse Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille“ [16]). Eichendorff [17]) sieht im Adel, ohne den nur die völlige Barbarei bestehen könne, das „ideale Element der Gesellschaft“, wie es auch immer und in jedem Staat, „gleichviel unter welchen Namen und Formen Aristokraten, d. h. eine bevorzugte Klasse geben wird.“

Am schärfsten und eindringlichsten formuliert Adam Müller in seinen „Elementen der Staatskunst“ [18]) die Staatsidee der Romantik, wobei er den scharfen Gegensatz zum Rationalismus noch einmal besonders und bewußt herausstellt, wenn er schreibt: (I, 55) „der Staat ist nicht bloß eine Manufactur, Meierei, Assekuranz-Anstalt, oder merkantilistische Sozietät; er ist die innige Verbindung der gesamten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen, energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen“, mithin also, als Idee eines Organismus gefaßt „die Totalität der menschlichen Angelegenheiten.“ Diese Idee und der Entwicklungsgedanke der Romantik verlangen den Ständestaat; auch Adam Müller ist für die unbedingte Erhaltung der Stände, ganz besonders aber des Adels. Denn für Adam Müller ist der Adel „die erste und einzig notwendige

---

[14]) Eichendorff, Werke (hersg. v. Kosch u. Sauer) Bd. X, S. 69.

[15]) Novalis: a. a. O. S. 271.

[16]) Novalis: a. a. O. S. 270.

[17]) Deutsches Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhdts. Kürschners Nat. Lit. Bd. 146, S. 26.

[18]) gehalten als „Öffentliche Vorlesungen im Winter 1808/09 zu Dresden“, als Buch erschienen 1809 in Berlin.

staatsrechtliche Institution im Staate: er repräsentiert, den einzelnen Menschen und ihrer augenblicklichen Macht gegenüber, die Macht und die Freiheit der unsichtbaren und der abwesenden Glieder der bürgerlichen Gesellschaft". (Elemente I, 264).

Diese Entwicklung der Romantik zu einer bewußten Staatsidee ist zugleich die Entwicklung von der Frühromantik zur Spätromantik. Während die Frühromantiker noch absolut die Subjektivität und das Universum als gesteigerte Subjektivität in den Mittelpunkt ihres geistigen Weltbildes stellten, fanden die Spätromantiker, unter dem Einfluß der großen politischen Ereignisse, der französischen Revolution und der napoleonischen Ablehnung [19]) ein starkes Verhältnis zur Gegenwart und Wirklichkeit.

Dieses sich in Beziehung-Setzen zu Umwelt und Zeit ergibt eine Welt-Anschauung, die retrospektiv gewandt, Politik und Staat unter dem Gesichtspunkt des mittelalterlichen Staates sieht, der den Romantikern noch die organische Einheit darstellt, die er als „das Ergebnis der eigentümlichen Entwicklung" als innere Notwendigkeit haben soll. Der Einzelne solle also nur durch ständische Bindung im Verhältnis zum Staat stehen, da die Hauptinteressen des Staates nur in den Ständen sich dokumentieren.

Aus dieser Auffassung entwickelt sich im 19. Jahrhundert einmal Restauration und Reaktion und daraus erneut ein bewußter und betonter Feudalismus und Konservativismus; auf diese Anschauung vom Staat gründet sich aber auch, und das wird im Verlauf dieser Untersuchung für die Betrachtung gerade des literarischen Ausdrucks der sich entwickelnden Zeitforderungen wichtig, die spätere staatssoziolistische Gesinnung. Schon bei den Romantikern finden sich Bemerkungen, die, natürlich nicht im späteren Sinne zu verstehen, als Vorläufer einer soziolistischen Einstellung zum Staat angesehen werden können. Eichendorff [20]) spricht von der „großen Genossenschaft des Staats", der „mit angeborener Eigentümlichkeit, mit ganzer Seele" gedient werden müsse und

---

[19]) So schreibt z. B. Brentano an Arnim, zu Beginn der napoleonischen Kriege noch: „Werde kein Soldat in einer Zeit, wo es keine gibt, bleibe der unsichtbaren Kirche der Kunst angehörig . . . . sei ein Mensch hoch über der Zeit und falle nicht in diesem Streit um Hufen Landes." Und Arnim an Görres: „Es tut mir wahrlich leid, daß Du Dich von den Büchern zu den Menschen gewendet, Du kannst froh sein, wenn Du mit verlorener Zeit davonkommst." (Zitiert bei Ricarda Huch: Ausbreitung und Verfall der Romantik, S. 308). Als aber für Preußen die Katastrophe von 1806 hereinbrach, wandte sich der Sinn der Romantiker, und ein starkes Nationalbewußtsein erwachte. Vor allem aber war ihnen Napoleon der große Vertreter und augenblickliche Vollender der Revolution, der unorganischen, nicht historisch entwickelten rationalistischen Staatsidee; deshalb wurde er so sehr bekämpft; vgl. u. a. A. W. Schlegel, Werke, hersg. v. Böcking, VIII, 144.

[20]) Werke (Kosch u. Sauer) Bd. X S. 323, 335, 351.

Novalis[21]) formuliert folgende Sätze: „Jeder Staatsbürger ist Staatsbeamter. Seine Einkünfte bezieht er nur als solcher“ und „Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staat; er hat kein Eigentum außer dem Staat.“

Doch kommen diese Theorien in der Romantik selbst noch nicht zur Geltung. Für sie haben nur die Ideen Bedeutung, die sich auf einen durch ihre geschichtliche Einstellung bedingten Staat beziehen, dessen Gliederung einen rein ständischen Aufbau hat.

Für die Romantik ist nun maßgebend die Staatsidee vom Ständestaat. Sie ist auch allein zu berücksichtigen bei der Betrachtung des romantischen Adelsromans.

Es ist ein großer Gegensatz zwischen dem Adelsroman der Romantik und dem Adelsroman, wie ihn das 18. Jahrhundert allmählich entwickelt hat und wie er sich später, nach der Romantik, wieder weiter entwickelt.

Im romantischen Adelsroman ist, analog der Staatsgesinnung der Romantik, der Adel kein Problem, das umstritten werden muß. Der Adel ist ein Stand. Stände aber sind im Staat durch historisch gewordene, innere Notwendigkeit bedingt. Der Adel ist nur der bevorzugte Stand, denn Adel und Grundbesitz werden in der Romantik identifiziert, Grundbesitz verleiht Macht und politischen Einfluß. So ist der Adel zur politischen Vormachtstellung berufen. Aus dem typischen Eigentumsbegriff der Romantik, aus der selbstverständlichen Anerkennung der Majoratsherrschaften und Fideikommisse[22]) ist die Stellung zum Adel in der Romantik zu betrachten und zu verstehen.

Da nun die Romantik in ihrer späteren Erscheinungsform nach der Synthese von Ich und Welt strebt, der Mensch durchaus nicht mehr als subjektiv empfindendes Individuum, sondern als Teil des Ganzen, zu einer Gemeinschaft gehörig betrachtet wird, so scheint die „Urwelt des Epischen“, scheinen „Gott und Welt, Wert und Wirklichkeit, Mensch und Natur“ wieder eins[23]) zu sein.

So müßte auch der romantische Roman die „Totalität einer Welt- und Lebensanschauung“ gestalten, objektiver Ausdruck einer allgemeinen Seinsordnung werden können; der Roman der Romantik, wenigstens der der Spätromantik, müßte also episch im tiefsten und umfassendsten Sinne sein.

Aber da zeigt es sich, daß auch die Spätromantik, deren Vertreter für sich selbst ein viel stärkeres, persönlicher gebundenes Ver-

---

[21]) Novalis: a. a. O. Bd. II, S. 150, 158, 270; hierzu vgl. Paul Kluckhohn, Persönlichkeit u. Gemeinschaft, 1925, S. 48 ff. und Andreas Müller, a. a. O. S. 272 ff.

[22]) Adam Müller: a. a. O. I, 259 und „Über König Friedrich II.“ S. 108 ff.

[23]) Philipp Witkop: Volk und Erde, Karlsruhe 1929.

hältnis zu den Problemen der Gegenwart hatten, Leben und Dichtung doch nicht in dem Maß eins werden ließen, um in ihren Romanen im großen epischen Stil zu gestalten. Es ist doch so, daß der romantische Roman in der weitaus größten Zahl fast nur „eine magische Geschichtsöffnung war, an keine historische und überhaupt keine Wirklichkeit gebunden“ [24]). Das Wirkliche und Gegenwärtige tritt zurück gegen ein vergangenes Leben, in dem die Vollendung des Daseins gesehen wird, in der organischen Einheit des frühen Mittelalters; und in der Erinnerung und Sehnsucht nach diesem Vergangenen spiegelt sich für die Romantiker die Gegenwart. Das bedingt, daß das musikalische Erlebnis gegenüber dem plastischen Welterfassen des eigentlich Epischen das bestimmende Element des romantischen Romans ist.

Die Traumwelt ist fast ausschließlich die Wirklichkeit des romantischen Romans, die Sehnsucht nach dem Fernen, dem Unendlichen das Leitmotiv fast aller Handlungen, die Menschen sind fast immer nur „Wanderer zwischen zwei Welten“, in der einen nicht mehr, in der andern noch nicht ganz zu Hause.

Alle die großen romantischen Romane, „Heinrich von Ofterdingen“, „Godwi“, „Die Kronenwächter“, „Franz Sternbalds Wanderungen“ gründen sich auf diesem Gefühl der Sehnsucht, werden von der Problematik der Zeit und Umwelt gar nicht beeinflußt. Es wird in ihnen auch gar nicht der Versuch gemacht, ein episches Weltbild zu geben, Menschen und Dinge in ihrer gegenseitigen Bedingtheit und Abhängigkeit zu gestalten. „Wie aber die Zeit selber an der Ungeheuerlichkeit ihres Wollens sich zerreibt, die Wirklichkeit hingegen in ihrer Begrenztheit und Bedingtheit sich durchsetzt, . . . wie endlich in den vortretenden, romantischen Persönlichkeiten selber der Umschwung sich ankündigt, die ganze Müdigkeit der Zeit und ihre Sehnsucht, aus der Grenzenlosigkeit des Lebens in sichere Ufer zu treiben, da beginnt auch der musikalische Roman aus seiner Weite und Weltverlorenheit zurückzugleiten und neu den Anschluß an die Daseinswirklichkeit zu versuchen“ [25]).

Diese Versuche, Weltwirklichkeit und umgrenzte, formgewordene und formgegebene Verhältnisse zu gestalten, sind die beiden Romane „Ahnung und Gegenwart“ von Joseph von Eichendorff und „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ von Ludwig Achim von Arnim.

Zeitlich fällt Eichendorffs Roman später als der Arnimsche; „Ahnung und Gegenwart“ erscheint 1815, war allerdings schon 1811 vollendet, die „Gräfin Dolores“ ist 1810 erschienen. Wenn hier trotzdem „Ahnung und Gegenwart“ zuerst behandelt wird, so deshalb,

[24]) Fritz Strich: Klassik und Romantik. 3. Aufl. München 1928, S. 160.
[25]) Scheidweiler: a. a. O. S. 114.

weil einmal der zeitliche Abstand nicht so groß ist, um eine chronologische Behandlung unbedingt notwendig zu machen, weil das Zeitgefühl, das Lebensgefühl während der Konzeption beider Romane dasselbe ist; zum andern aber ist die Zersetzung des rein musikalischen Gehalts bei der „Gräfin Dolores" noch größer, die Tendenz zum Realen stärker als bei „Ahnung und Gegenwart". Arnims Werk hat wesentlichere epische Elemente, als Eichendorffs Roman; die Menschen der „Gräfin Dolores" stehen fester im Dasein, in der Wirklichkeit, sind erdhaft und volksgebunden, mehr als es bisher je im romantischen Roman der Fall war.

„Ahnung und Gegenwart" aber bedeutet schon die Lösung des künstlerischen Schaffens von dem Schaffen um des rein Transzendenten willen. Es wird hier nicht mehr nur ein Reich duftiger, verschwebender Phantasie als Sinn des Daseins, als Inhalt des Lebens gestaltet. Dies ist nur der Ausgangspunkt. Ein letzter Schein von jener Welt leuchtet noch in den Beginn des Romans hinein; aber im Verlauf der vielfach verschlungenen Handlung, die in der formalen Gestaltung noch starke, typische Elemente des Romantischen aufweist, werden die Menschen immer näher zur Wirklichkeit, in sie hinein geführt.

Diese Realität, die allmählich aus der Traumwelt sich entwickelt, ist aber nicht beladen mit der Problematik weltanschaulicher Kämpfe; die Spannung liegt noch nicht in der Wirklichkeit selbst, nicht so sehr in der Auseinandersetzung mit ihr, als noch in der Diskrepanz zwischen dem Seienden, der begrenzten und begrenzenden Gegenwart und der Ahnung, der Erinnerung eines Traumes, der Sehnsucht nach der Erfüllung im Unendlichen, die in dieser Endlichkeit doch nicht befriedigt werden kann. So wird auch der Adel, und das ist selbstverständlich bei einem Romantiker, nicht als Problem gesehen; nicht um Forderung oder Ablehnung dieses Standes handelt es sich. Die Helden des Romans sind zwar alle adlig; aber sie verteidigen nicht ein Recht, sie kämpfen nicht um Vorrechte ihrer bevorzugten sozialen Position. Sie suchen aus einem Leben, das nur aus Stimmungen und Gefühlshingabe besteht, das getragen wird von Launen und Einfällen der Phantasie, zu einem Verbundensein mit der Wirklichkeit zu kommen, eine Aufgabe in der Gemeinschaft, im Staat zu erfüllen.

Noch im „Wilhelm Meister" mußte der Begriff des neuen Adels, der, abgewendet vom rein ästhetischen Genießen und dem Leben voll sinnlicher Reize, zum Gefühl sozialer Verantwortlichkeit einer höheren Aufgabe erwacht, in langer Entwicklung gegeben werden. Für die Romantik ist es schon selbstverständlich, daß der Adel als erster Stand sich dieser Berufung bewußt wird, und die Idee der Gemeinschaft, im großen klassischen Roman in der weitesten Umgrenzung als die ganze Menschheit gesehen und erlebt, wird hier schon wieder eingeengt, schärfer umgrenzt zu dem Begriff des eige-

nen Volkes, des Vaterlandes. Eichendorff schreibt selbst, als er das Manuskript von „Ahnung und Gegenwart“ an Fouqué sandte, im Begleitschreiben [26]): „Gott hat uns ein Vaterland geschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten, und endlich eine Nation zu werden, die unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen, kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andere Kämpfer noch, als bloße Soldaten. Wäre auch ich imstande, zu dem großen Werke etwas Rechtes beizutragen“

Gegenüber dem „Wilhelm Meister“, dem Erziehungsroman, in dem das Individuum wächst von der in sich selbst Erfüllung findenden Haltung und dem Drang nach Ausbildung nur der eigenen Persönlichkeit zur Bindung und Verpflichtung an einen großen Kreis edler Menschen, ist „Ahnung und Gegenwart“ ein Beschränken zwar auf kleinere Kreise, aber auch ein Tiefergehen, ein Bewußtwerden der Notwendigkeit des Verbundenseins zuerst mit der Gemeinschaft des Volkes, in dem die Eigentümlichkeit, die Persönlichkeit allein sich zur Erfüllung ihrer selbst entwickeln kann durch organische Eingliederung in die Gesamtheit.

„Ahnung und Gegenwart“ ist eine Entwicklungsgeschichte. Nicht im Sinn des „Wilhelm Meister“. Graf Friedrich, der Held des Eichendorffschen Romans, zieht nicht in die Welt, um sich zu bilden, um alles Wertvolle und Wichtige des Lebens kennen zu lernen und es nützlich zu verwerten. Er wie die andern Hauptfiguren des Romans reisen nur des Reisens willen, um den Reiz dieses ungebundenen Lebens zu genießen: „Es geht doch nichts übers Reisen, wenn man nicht dahin oder dorthin reiset, sondern in die weite Welt hinein, wie es Gott gefällt . . . .“ Nicht von einem episch gebundenen, sinnvoll verwurzelten Leben entwickelt sich Handlung und Menschen in „Ahnung und Gegenwart“. Nicht auf Begebenheiten baut sich die Entwicklung im Wesentlichen auf, nicht durch die Begebenheiten werden die Schicksale der Menschen bestimmt. Von Stimmungen und Launen werden diese in fröhlicher Abenteuerlichkeit lebenden Menschen getrieben. Ohne festen Zusammenhang stehen sie da, ohne soziologisch eingegliedert zu sein. Und erst allmählich gewinnt die Wirklichkeit an Einfluß, bestimmen Ereignisse den Gang der Entwicklung, wenigstens bei der wichtigsten Figur des Romans, bei dem Grafen Friedrich. Daß er Graf, Adliger ist, spielt dabei keine weitere Rolle, wie auch bei all den übrigen Adligen dieses Romans, als daß ihnen ihre feudale Geburt eben von vornherein ein Leben ermöglicht, das sich nur ohne Rücksicht auf eine verpflichtende Stellung, ohne Abhängigkeit von Geld, ohne Bindung an irgendeine innerlich verpflichtende Gemeinschaft in solcher Eigenwilligkeit führen läßt. Der Adel ist für diese Menschen ein Besitztum, eine glück-

[26]) Zitiert in Eichendorffs Werken, hrsg. v. Ludwig Krähe, Bd. II, S. 7.

liche Fügung des Schicksals, die man froh und dankbar genießt, Adel ist aber hier noch keine Aufgabe, geschweige denn ein Problem. Es ist so selbstverständlich, dieses Adelstum, und es ist selbstverständlich, daß man alle seine Vorteile und Vorzüge sich zu Nutzen macht, ohne sich mit Gedanken über das „wie" und das „warum" zu beschweren.

Diese Selbstverständlichkeit in der Haltung dem Leben und seiner Problematik gegenüber bedingt dann auch, daß man das Leben nicht in seiner eigentlichen Erscheinung, nicht in seiner Totalität erfassen will, es nicht im Wirklichen, in den Begebenheiten sucht, nicht die politischen und soziologischen Gegensätze sieht und erkennt, sondern von Zufälligkeiten sich beeinflussen, in die oder jene Richtung sich abgleiten läßt.

Auch Graf Friedrich lebt zuerst so sich selbst hingegeben, nur voll Erwartung und Sehnsucht nach Abenteuern des Reisens, voller lyrischer Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, aber ohne wirklichen, ohne epischen Zusammenhang mit ihr und dem Leben selbst, ja fast auf der Flucht vor der Wirklichkeit. Wohl beginnt schon zu Anfang der Reise ins Blaue hinein Friedrich sich Gedanken zu machen, über die Notwendigkeit einer adligen Gesinnung und der Erfüllung einer Aufgabe: „Was mühen wir uns doch ab in unsern besten Jahren, lernen, polieren und feilen, um uns zu rechten Leuten zu machen, als fürchteten oder schämten wir uns vor uns selbst und wollten uns daher hinter Geschicklichkeiten verbergen und zerstreuen, anstatt daß es darauf ankäme, sich innerlichst nur recht zusammenzunehmen zu hohen Entschließungen und einem tugendhaften Wandel. Denn wahrhaftig, ein ruhiges, tapferes, tüchtiges und ritterliches Leben ist jetzt jedem Manne, wie damals, vonnöten . . . Gebe mir Gott nur die Gnade, daß dieser Arm einmal was Rechtes in der Welt vollbringe" [27]).

Aber auch diese Überlegungen werden nur aus einer Stimmung geboren, und neue Eindrücke, neue Zufallsbindungen überdecken wieder die nahende Erkenntnis von den Aufgaben der Gegenwart. Sein Lebensgefühl wird noch getragen von einer „poetischen" Sehnsucht, von einer Weltverlorenheit, in der er sich dahintreiben läßt, er versucht noch nicht den Kampf für das Ideal mit der Wirklichkeit.

Er verspinnt sich in ein Liebesidyll mit der Gräfin Rosa, der Schwester des Grafen Leontin, den er unter abenteuerlichen Umständen kennen lernt. Auch Rosa und Leontin leben in dieser beziehungslosen Idyllheit dahin, auch von ihnen erfährt man nichts, als daß sie eben leben. Sie sind nicht verflochten in menschliche Zusammenhänge, in Familie, Gesellschaft, Staat. Wieder nur durch

---

[27]) Dies und alle folgenden Zitate aus „Ahnung und Gegenwart" sind aus der Kräheschen Ausgabe von Eichendorffs Werken, Bd. II, entnommen.

Zufall und Augenblickseinfall ergeben sich Beziehungen, die für Friedrich bedeutsam werden, die ihn allmählich Weg und Ziel sehen lassen. Das lockere Gefüge, der farbige Duft und die musikalisch-gelöste Form werden allmählich durchsetzt mit episch-plastischen Elementen, das Leben in Traum und Ahnung klärt und festigt sich allmählich vor der epischen Gegenwart, in die Friedrich nun, allerdings immer durch zufällige Begebenheiten, die sich schließlich verknüpfen, und so eine innere Linie in der Entwicklung des Grafen Friedrich deutlich machen, hineinwächst [28]).

Diese Begebenheiten und Begegnungen führen den Grafen Friedrich und auch den Grafen Leontin ausschließlich mit Adelskreisen zusammen. Die Sphäre der bürgerlichen Welt wird kaum gestreift; ohne sich mit ihr auseinanderzusetzen, geht man an ihr vorbei. Bürger und Adlige werden nicht zusammengeführt, jedenfalls nicht in der Absicht, die Gegensätzlichkeit dieser Stände darzustellen, an ihr und durch sie ein episches Bild der Gesellschaftsstruktur zu geben. Die Bauern werden ja in der romantischen Staatsauffassung garnicht so sehr als für sich existierender Stand gesehen, sie gelten viel eher, — aus dem Eigentumsbegriff und den Anschauungen über Adel und Grundbesitz der Romantik her ist das deutlich zu verstehen — als eine Art „erweiterte Familie des Adels“ (vgl. Adam Müller, Elemente II, S. 120 ff.; über König Friedrich S. 103). Das zeigt sich auch in „Ahnung und Gegenwart“ in der Schilderung des Verhältnisses der Familie v. A. zu ihren Bauern. „Gegen Abend erblickten sie das Schloß des Herrn v. A., das aus einem freundlichen Chaos von Gärten und hohen Bäumen friedlich hervorragte. Sie ritten langsam zwischen hohen Kornfeldern hin. Die Sonne, die sich eben zum Untergange neigte, warf ihre Strahlen schief über die Fläche und spielte lustig in den nickenden Ähren. Ein fröhliches Singen und Wirren verschiedener Stimmen lenkte bald die Augen der beiden Reiter von der ruhigen Landschaft vor ihnen ab, und sie erblickten seitwärts in einiger Entfernung vom Wege ein weites Feld, wo man soeben mit der Ernte begriffen war. Eine lange Reihe von Arbeitern wimmelte lustig durcheinander, der laute Ruf der Merker erschallte von Zeit zu Zeit dazwischen, und schwerbeladene Wagen zogen langsam und knarrend dem Dorfe zu. Im Hintergrunde dieses Gewimmels sah man eine bunte Gruppe von vornehmen Personen gelagert, die den Arbeitern zusahen . . . Leontin und Friedrich zweifelten nicht, daß

---

[28]) Diese Zufälligkeit, die im romantischen Roman dauernd als Handlungsmotiv verwandt wird, ist ja ein bewußtes Stilmittel der Romantik, die auch im Zufall noch eine Gesetzmäßigkeit und tieferen Sinn sieht (Novalis). „Die Schreibart des Romans muß kein Kontinuum, es muß ein in jedem Perio gegliederter Bau sein. Die Gegenstände müssen, wie die Töne der Äolsharfe, da sein, auf einmal, ohne Veranlassung — ohne ihr Instrument zu verraten.“ (Novalis, II, 307); vgl. Fr. Schlegel, Brief über d. Roman.

jene Zuschauer die Herrschaft des Ortes seien . . . und eilten, sich selber der Gesellschaft vorzustellen. Herr v. A. und seine Schwester, die sich seit dem Tode ihres Mannes beim Bruder aufhielt, erinnerten sich sogleich der ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den beiden Häusern und drückten ihre Freude, Leontin und seinen Freund zu sehen, mit den aufrichtigsten Worten aus". (S. 67/68).

Hier wird epische Verbundenheit von Natur und Menschen ein bewußtes Kompositionsmittel. Ein adliger Gutsbesitzer wird geschildert im Erntebetrieb seiner Bauern und Knechte. Man erfährt Wirkliches, Konkretes von diesen Menschen und den Verhältnissen, in denen sie leben, während alle bisherigen Figuren beziehungslos da sind. Auch die Gräfin Romana — ein Nachbild Mignons — führt ein typisch romantisches, subjektives und bindungsloses Leben; sie bringt eine entscheidende Wendung, weil sie die Gräfin Rosa den Freunden Friedrich und Leontin in die Stadt entführt und die beiden jungen Grafen dann auf das Gut des Herrn v. A. allein weiterreisen. Von ihr sagt Leontin: „eine junge, reiche Witwe, die nicht weiß, was sie mit ihrer Schönheit und ihrem Geiste anfangen soll . . . eine toll gewordene Genialität, die in die Männlichkeit hineinpfuscht". (61).

Herr v. A. aber und seine Familie sind verwurzelt in dem Boden ihrer Heimat, zwischen ihnen und den Bauern bestehen feste, fast patriarchalische Beziehungen, wie sie ja der Romantik als Ideal vorschweben, im gegenseitigen Verhältnis von Herrschaft und Untertanen: „Als sie durch Dorf gingen, wurden sie von allen Seiten nicht nur mit dem Hute, sondern auch mit freundlichen Worten und Mienen begrüßt, welches immer ein gutmütiges und natürliches Verhältnis zwischen Herrschaft und ihren Bauern verrät". (69).

Eichendorff kommt es darauf an, die abenteuernde Lebensweise der Helden, vor allem Friedrichs, in Gegensatz zu setzen zu den realen Dingen, die auf die Dauer unmögliche Haltung eines nur in sich befangenen Menschen zu zeigen; entweder scheitert der Mensch, der nur von Traumerinnerung und Ahnung einer transzendenten Welt lebt, oder er ordnet sich ein in die Gemeinschaft der Lebenden als organisches Glied, das seine Aufgabe in der Gegenwart erfüllt.

Diese epische Bindung des musikalischen Weltgefühls, dieses Begrenzen des Unendlichen im Endlichen wird für Eichendorff eben nur auf einem solchen naturumgebenen Landsitz eines Adligen zum Ereignis, wobei vielleicht Lubowitzer Jugenderinnerungen Eichendorffs mitspielen (wie ja auch in verschiedenen Untersuchungen, so u. a. bei Minor, Krüger, Weichberger, bei Herrn v. A. eine Portraitisierung von Eichendorffs Vater festzustellen versucht wird). Denn gerade der Landadel ist nach Eichendorffs Ansicht berufen, die Entartung des Adels, vor allem in Hofkreisen, aufzuhalten, dem

Adelsprinzip, das Eichendorff unbedingt und selbstverständlich vertritt, wieder neues Leben und neuen Inhalt zu geben.

Und so stellt er den in idealer Abenteuerlichkeit lebenden Grafen Friedrich und Leontin diesen Landadel auf dem Gut des Herrn v. A. und dessen Umgebung gegenüber in seiner epischen Verwurzelung; die Menschen sind nicht in einem romantisierten oder romantisierenden Verhältnis zur Natur, sie leben darin organisch mit ihr verbunden, wie sie auch mit dem Volk, mit den Bauern in unmittelbare Berührung kommen; ein hochmütiges Zurückhalten des Adels hat bei diesem Aufeinander-Angewiesensein von Landadel und Bauerntum keinen Sinn; das Verhältnis zwischen Herren und Untergebenen ist durchaus patriarchalisch, sie „verstanden noch das Volk und wurden vom Volke wieder begriffen". So geht auch die Herrschaft zu einem Dorfball (S. 62), nicht, wie im Rokoko, um sich sentimentalisch an der „ländlichen Einfachheit" der Bauern in Rousseau'schem Epigonentum zu erfreuen, sondern weil der Grundherr ja eigentlich nur der Vater der großen Familie der ganzen Grundherrschaft ist. Es wird kein Aufhebens gemacht von solchen Besuchen dörflicher Feste. Das ist selbstverständlich bei diesem mit der Scholle noch verwachsenen Landadel. Die Menschen, ihre Tätigkeit und Geselligkeit werden mit plastischer Gegenständlichkeit geschildert, wieder im Gegensatz zu der ganz musikalisch-stimmungshaften Charakterisierung der typisch romantischen Figuren Friedrich, Leontin und Romana. Eichendorff, für den dies Leben auf adligen Gütern in aufgabenerfüllter Realität das gesundeste, zweckvollste Adelsleben ist, gibt davon in einer Abhandlung „Der Adel und die Revolution" [29]) eine eingehende Schilderung, wobei er diesem einfachen, landwirtschaftlich sich betätigenden Landadel gegenüber dem „prätentiösen" Adel auf vornehmen Schlössern oder dem geistreichwitzelnden und aesthetisierenden Hofadel der Städte den unbedingten Vorzug gibt. Diese Beschreibung kann man schon fast als Idylle voll epischen Gehalts bezeichnen:

„Die Glücklichen hausten mit genügsamem Behagen großen Stils in ganz unansehnlichen Häusern (unvermeidlich „Schlösser" geheißen), die selbst in der reizendsten Gegend nicht etwa nach aesthetischem Bedürfnis schöner Fernsichten angelegt waren, sondern um aus allen Fenstern Ställe und Scheunen bequem überschauen zu können. Denn ein guter Ökonom war das Ideal der Herren, der Ruf einer „Kernwirtin" der Stolz der Dame. Sie hatten weder Zeit noch Sinn für die Schönheit der Natur, sie waren selbst noch Naturprodukte . . . Gleich mit Tagesanbruch entstand ein gewaltiges Rumoren in Haus und Hof . . . da flogen überall die Türen krachend auf und zu, da wurde unter vielem Gezänk und vergeblichen Rufen gefegt, gemolken und gebuttert . . . An schönen Sommer-

[29]) Werke, hrsg. v. Kosch u. Sauer, Bd. B, S. 385 ff.

nachmittagen aber kam häufig Besuch aus der Nachbarschaft . . . Hier wurde gegen die Damen scharmutziert, hier wurde sehr viel Kaffee getrunken, sehr viel Tabak verraucht, und dabei von den Getreidepreisen, von dem zu verhoffenden Erntewetter, von Prozessen und schweren Abgaben verhandelt; . . . und dazwischen tönte vom Hofe herüber immerfort der Lärm der Sperlinge, die sich in der Linde tummelten, das Gollern der Truthähne, der einförmige Takt der Dresdner und all' jene wunderliche Musik des ländlichen Stillebens, die den Landbürtigen in der Fremde wie das Alphorn den Schweizer oft unversehens in Heimweh versenkt".

In dieser Art wird auch auf dem Schloß des Herrn v. A. gelebt. Der Herr fährt jeden Tag auf die Felder, die Schwester ist eine tüchtige Wirtschafterin, die sich sehr freut, wenn man ihr Komplimente über ihr wohlgeordnetes Hauswesen macht, dem sie mit Liebe vorsteht, und in dem auch das junge Schloßfräulein, Julie, kräftig mit Hand anlegen muß, bemüht, „ihre Tante in den häuslichen Geschäften mit der strengsten Ordnung zu unterstützen".

Mit diesem Kreis von pflichterfüllten Menschen kommen nun Friedrich und Leontin in engste Berührung. Zuerst werden sie in der streng geregelten Ordnung des täglichen Lebens als Fremdkörper betrachtet, fühlen sich auch selbst fremd und außenstehend, haben noch keine innere Beziehung zu all dem Neuen, bis durch gegenseitige Gewöhnung ihnen allmählich „das Bürgerrecht des Hauses erteilt" wird, und sie „empfanden, die Wohltaten des stillen, gleichförmigen, häuslichen Lebens und labten sich an diesem immer neu erfreulichen Schauspiel, das über gutgeartete Gemüter eine Ruhe und einen gewissen festen Frieden verbreitet, den viele ein Leben lang in der bunten Weltlust oder in der Wissenschaft selber vergebens suchen". Friedrich erlebt zum ersten Mal diese Ruhe und den Frieden eines geordneten Daseins voll kleiner Aufgaben und Pflichten, und es beginnt in ihm die Erkenntnis von der Nutzlosigkeit seines bisherigen Lebens im Schwelgen von aesthetischen Stimmungen und der Sehnsucht nach sich nicht erfüllender Unendlichkeit. Wohl reflektiert er noch über solche inneren Zustände, noch versteht er sie nicht ganz in lebendige, tätige Kraft umzusetzen, hat noch jenes ewige Gefühl, „das uns wie in den Mittelpunkt alles Lebens versenkt, wo alle die Farbenstrahlen, gleich Radien, ausgehen und sich an der wechselnden Oberfläche zu dem schmerzlich-schönen Spiele der Erscheinung gestalten". Aber die Gegenwart wirkt immer stärker, das Leben in seiner praktischen Alltäglichkeit, das ihn umgibt, beeinflußt ihn tiefer, als ihm bewußt wird. Leontin genießt diesen Landaufenthalt mehr als liebenswürdiger Irrwisch, der über die Gedanken, die sich Friedrich macht, ein freundlich-nachsichtiges Lächeln hat. Friedrich antwortet ihm einmal bei einem Gespräch, in dem er den Wert eines sinnvollen, im Gleichmaß von Handeln verlaufenden Lebens betont und Leontin nur

eine Enttäuschung befürchtet, deshalb lieber in seiner zufallsabhängigen Lebensweise bleiben will: „Es ist leicht und angenehm, zu verspotten, aber mitten in der Täuschung den großen herrlichen Glauben an das Bessere festzuhalten und die Andern mit feurigen Armen emporzuheben, das gab Gott nur seinen liebsten Söhnen."

In der Atmosphäre eines gesetzmäßig geordneten Lebens festigt sich für Friedrich der Glaube an das Bessere immer stärker, er fühlt allmählich Sinn und Zweck seines Daseins, hat den Willen nicht nur sich, auch andern ein neues Ziel zu zeigen. Das wird ihm ganz bewußt, als mitten in den Frieden des Lebens auf dem Schloß des Herrn v. A., in die frohe, gesunde Geselligkeit im Verkehr mit andern Adelsfamilien ein Brief von seiner Geliebten und der Schwester Leontins, der Gräfin Rosa, kommt, mit seiner Oberflächlichkeit und Hohlheit ihn wie „ein fremdartiger, staubiger Wind anblies", ihn wieder herabzieht in ein Dasein leerer Formen ohne Sinn und Gehalt. Doch im Anschauen der reinen, frischen Natur spürt er sich wieder „innerlichst genesen, und der Glaube an die ewige Gewalt der Wahrheit und des festen religiösen Willens wurde wieder stark in ihm. Der Gedanke, zu retten, was noch zu retten war, erhob seine Seele, und er beschloß nach der Residenz abzureisen".

Auch Leontin verläßt das Schloß, aber nicht um eine Aufgabe zu erfüllen, ein Ziel zu finden. Ihn packt wieder die Lust nach Abenteuern und zugleich die Angst vor einer festen Bindung, die ihm durch die Absicht der Tante von Julie droht, das kleine Schloßfräulein zu verheiraten. Die Residenz, in die Friedrich jetzt kommt, weist nun die typischen Vertreter eines blasierten und degenerierten Hofadels auf, die sich die Zeit und Erkenntnis der eigenen Morbidität teils mit „aesthetischen Kämpfen", teils mit Redouten, Liebesaffairen und ähnlich inhaltsvollen Dingen zu vertreiben suchen. Dieser Adel ist geistlos und flach, von widerlichem Schmarotzertum am Hof, von bornierter Exclusivität anderen Ständen gegenüber; gänzlich ohne Zusammenhang mit dem Volk lebt er nur egoistischen, höchstens noch Cliquen-Interessen, mit dem einzigen Lebensziel schöner und prickelnder Amüsements. Man veranstaltet Teenachmittage, an denen Poeten ihre Gedichte dithyrambisch oder schmachtend vorlesen, oder es werden allegorische Tableaus gestellt, man reitet Parforcejagden, oder man zeigt sich zu Pferd und zu Wagen auf dem Korso, man tut alles mögliche, nur nichts vernünftiges in diesen Adelskreisen, nichts, was darauf schließen läßt, daß der Adel irgend etwas von Verpflichtung, dem Staat und dem Volke gegenüber fühlte. Dieses geistige Niveau, diesen mangelnden Ernst, die fast krankhaft übersteigerte Kultur des Lebensgenusses zeichnet Eichendorff in der Schilderung der Adelskreise in der Stadt; deutlich werden die Gegensätze herausgestellt: der Landadel in seiner gesunden Einfachheit der täglichen Pflichterfüllung und harmlosfrohen Vergnügungen ungekünstelter Geselligkeit und vergnügter Jagd, und die blasiert

vornehme Aristokratie des Hofes, in der Exaltiertheit ihrer Feste. Es ist bezeichnend, und für die innere Linie des Romans sehr bedeutsam, daß Friedrich, wie er mit diesen Kreisen zum ersten Mal zusammentrifft, diese Gesellschaft auf einem großen Maskenball kennenlernt und sich dabei wie ein Einsamer, ein verlorener vorkommt: „Zu beiden Seiten toste der seltsame, lustige Markt, fröhliche, reizende und ernste Bilder des Lebens zogen wechselnd vorüber . . . . unzählige Spiegel dazwischen spielten das Leben ins Unendliche, sodaß man die Gestalten mit ihrem Widerspiele verwechselte, und das Auge verwirrt in der grenzenlosen Ferne dieser Aussicht sich verlor. Ihm schauderte mitten unter diesen Larven." (S. 107).

Noch einmal bricht die ganze romantische Empfindungswelt durch, noch einmal sieht er in diesem Maskenball symbolisch das Leben in romantischer Auffassung, die Sehnsucht nach dem Unendlichen befällt ihn noch einmal und, wie ein echter Romantiker, sieht er im Spiel der Spiegelung das Doppelgängertum der Menschen. Mit ausgesprochen romantischer Gefühlseinstellung betrachtet er sich und seine Situation, denn „die Seele der Romantik ist die innere Spiegelung, die Reflexion, die aus dem Raume in die Zeit hineinstrebt. Schon die Erkenntnis selber wurde von der Romantik als solche innere Spiegelung und Reflexion verstanden" [30]).

Friedrich hat diese Erkenntnis in der Reflexion, aber er genießt sie nicht mehr in romantischer Subjektivität. Die Gefährlichkeit der nur subjektiven Haltung dem Leben gegenüber wird ihm klar, er erkennt die Haltlosigkeit und Beziehungslosigkeit seiner selbst und der Gesellschaft, die ihn umgibt, „Charaktermasken ohne Charakter vertreten auch hier, wie draußen im Leben, überall den Weg" und zum ersten Mal faßt ihn der Ekel über die Situation, in der sich diese Menschen befinden, „schaudert ihn mitten unter diesen Larven."

Er sucht jetzt nach den Beziehungen des Lebens, er sucht einen Weg zu finden zu einem sinnvollen, aufgabenerfüllten Dasein; so wird ihm, und das ist ja auch das Urteil Eichendorffs über die romantische Dichtung und sein Bekenntnis zu neuen Formen und Inhalten des literarischen Schaffens, daß „die größte Sünde unserer jetzigen Poesie . . . die gänzliche Abstraktion, das abgestandene Leben, die leere, willkürliche, sich selbst zerstörende Schwelgerei in Bildern" ist (133); und was er von der Poesie verlangt, nämlich „eine fortwährende begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge", das wird ihm auch notwendig für sich selbst; ein sachliches Auseinandersetzen mit der Welt und den menschlichen Dingen und ein Sich-Einordnen in die Gesamtheit.

Während Gräfin Rosa die Abwechslungen der Residenzstadt, die Hoffeste, die ganzen leeren und repräsentativen Vergnügungen be-

[30]) Fritz Strich: Klassik und Romantik, S. 324.

sinnungslos mitmacht, die Gräfin Romana in ungezügelter Leidenschaftlichkeit und schrankenloser Subjektivität sich selbst fast verzehrt, sich, ein typisch romantisches Schicksal, nicht in Gesellschaft und Gesetze einordnen kann und will, denn sie ist „wie eine Flöte, in der viel himmlischer Klang ist, aber das Holz hat sich geworfen, hat einen genialischen Sprung, und so taugt am Ende das ganze Instrument nichts", und Graf Leontin aus spöttischer Verachtung dieser gesellschaftlichen Hohlheit wieder aufs abenteuernde Reisen sich begeben hat, diesmal mit Schauspielern, sucht nun Friedrich ernsthaft den Weg zu gehen, der ihn zum Mitglied einer tätigen, handelnden Gemeinschaft macht.

Er kommt mit den obersten Kreisen des Staates zusammen und erhält dadurch Kenntnis und Urteil über das Leben und die Gesinnung dieser verantwortlichen Menschen. Der Minister, nur einfach P. genannt, also nicht unbedingt als Adliger gekennzeichnet, wird als nüchterner, kühler, nur verstandesmäßig eingestellter Politiker dargestellt. Es ist allerdings möglich, daß Eichendorff es als selbstverständlich betrachtet, daß ein Minister nur ein Adliger sein kann, also auch Minister P. von Adel ist. Sicher ist es, wenn man sich die Ansicht Weichberger's [31]) zu eigen macht, daß das Vorbild zu dem Minister Metternich sein soll, was Weichberger an einzelnen vergleichenden Zügen zwischen Metternich und dem Minister P. belegt. In der Charakterisierung des Ministers aber schon eine Kritik Metternichs sehen zu wollen, wie Weichberger es andeutet, halte ich für verfehlt. Denn einmal ist zur Zeit der Abfassung des Romans, zwischen 1810 und 1811, die Metternichsche Politik noch nicht in dem Ausmaß eindeutig festgelegt wie nach dem Wiener Kongreß, vor allem noch viel zu sehr auf außenpolitische Dinge gerichtet, als auf innerpolitische, dann aber entspricht ja die Metternichsche Staatsauffassung durchaus der Eichendorffs, wenn Eichendorff später vielleicht auch nicht immer die Methoden Metternichscher Politik gebilligt hat.

Der Mittelpunkt des Kreises, in dem Graf Friedrich verkehrt, ist der Erbprinz. Er ist eine zwiespältige, unorganische, noch unfertige Natur. Er ist dauernd in Liebesangelegenheiten verwickelt und läßt sich fast nur von seiner Sinnlichkeit und von Gefühlseindrücken leiten. Den Grafen Friedrich zieht er zwar sehr an und, wie er in manchen Augenblicken ernst und staatsmännisch denken kann, bittet ihn sogar, sich ganz dem Kreis der führenden Männer des Staates

---

[31]) Weichberger: a. a. O. S. 29 und Ludwig Krähe i. Eichend. Werke Bd. II, S. 10, während Hoeber in seiner Abhandlung „Eichendorffs Jugenddichtungen" (Berlin 1894) Friedrich Gentz als das Urbild dieser Figur bezeichnet; doch scheint Weichberger hier deutlicher zu sehen. Minor dagegen geht in seinem Aufsatz „Zum Jubiläum Eichendorffs" (Zeitschrift f. d. Phil. Bd. 21) auf diese Frage gar nicht ein, während er für verschiedene andere Romangestalten Vorbilder aus der Wiener Gesellschaft feststellen zu können glaubt.

anzuschließen, denn „die wenigen Mutigen aus aller Welt sollten sich treu zusammenhalten, als ein rechter Damm gegen das Böse. Es wäre nicht schön, lieber Graf, wenn Sie sich von der gemeinen Not absonderten."

Zum ersten Mal wird hier ausgesprochen, wie viel wichtiger das Allgemeine ist als die Problematik der Einzelpersönlichkeit. Das nur Subjektive der romantischen Geisteshaltung erfährt hier eine Kritik, die Notwendigkeit einer Bindung an Gemeinschaft und Staat wird deutlich betont. Und Graf Friedrich, der ja eigentlich nur der Interpret Eichendorffscher Gedanken und Anschauungen ist, — weshalb auch „Ahnung und Gegenwart" nicht zur epischen Objektivierung gelangt — äußert die für Eichendorff und die Romantik überhaupt typische Auffassung über die Stellung des Einzelnen zum und im Staat: „mein Leben gehört Gott und meinem rechtmäßigen Herrn". Es ist eine Staatsauffassung auf rein religiöser, christlicher Grundlage. Die Staatsordnung und die Staatseinrichtungen werden anerkannt als von Gott gewollt und von Gott gegeben (das Gottesgnadentum des monarchischen Staates erfährt von hier aus seine besondere Betonung), man respektiert unter diesem Gesichtspunkt die alten, historisch gewordenen und organisch sich entwickelnden Formen der Staatsgliederung. Wir haben oben gesehen, wie sich diese romantische Staatsauffassung vor allem im und aus dem Gegensatz zur Aufklärung, zu Sturm und Drang und zur französischen Revolution entwickelt hat. Dort und in den Romanen jener Zeit war das ständische Problem scharf umstritten, ging, aus der Naturlehre Rousseaus, aus dem Rationalismus und der Überbetonung der Einzelpersönlichkeit in der Geniezeit resultierend, der Kampf gegen das Geburtsvorrecht der Aristokratie. In der Romantik ist davon nichts mehr zu spüren, kann nichts mehr zu spüren sein, denn gerade diese Fragen waren ja keine Probleme im Sinne der früheren Epochen; die ständische Gliederung war für die Romantik Grundbedingung des gesunden, organischen inneren und äußeren Staatsaufbaues. Das Individuum behält zwar noch seinen Wert, aber wichtig und notwendig ist die Bindung an die Gemeinschaft des Standes und des Staates. So entwickelt auch Eichendorff in „Ahnung und Gegenwart" noch einmal die ganze romantische Staatsauffassung in großen Linien, ohne dabei auch nur einmal das ständische Problem als bemerkenswert zu betonen; nur auf die Darstellung der Gesamtanschauung und deren Auswirkung auf den Einzelnen kommt es ihm an: (S. 153/154).

„Wohl ist der Weltmarkt großer Städte eine rechte Schule des Ernstes für bessere, beschauliche Gemüter, als der getreueste Spiegel ihrer Zeit. Da haben sie den alten gewaltigen Strom in ihre Maschinen und Räder aufgefangen, daß er nur immer schneller und schneller fließe, bis er gar abfließt, da breitet denn das arme Fabrikleben in dem ausgetrockneten Bette

seine hochmütigen Teppiche aus, deren inwendige Kehrseite ekle, kahle, farblose Fäden sind, . . . das Gemeinste und Größte, heftig aneinander geworfen, wird hier zu Wort und Schlag, die Schwäche wird dreist durch den Haufen, das Hohe ficht allein. Friedrich sah zum ersten Male so recht in den großen Spiegel und wie er sich selber in dem Spiegel so winzig und verloren in dem Ganzen erblickte, schien es ihm herrlich, sich selber vergessend dem Ganzen treulich zu helfen mit Geist, Mund und Arm. . . . . So schien das große Schauspiel des Lebens . . . . vor allem aber der furchtbare Gang der Zeit, der wohl keines der besseren Gemüter unberührt ließ, auf einmal alle die hellen Quellen in seinem Innern, die sonst zum Zeitvertreib wie lustige Springbrunnen spielten, in einen großen Strom vereinigt zu haben. Ihn ekelten die falschen Dichter an mit ihren Taubenherzen, die, uneingedenk der himmelschreienden Mahnung der Zeit, ihre Nationalkraft in müßigem Spiel verliederten. Die unbestimmte Knabensehnsucht, jener wunderbare Spielmann vom Venusberg, verwandelte sich in eine heilige Liebe und Begeisterung für den festen und bestimmten Zweck . . . . Es genügte ihm nicht mehr, sich an sich allein zu ergötzen, er wollte lebendig eindringen."

Es geht hier nicht mehr, wie im Sturm und Drang, und noch nicht wieder, wie von der Zeit des Jungen Deutschland an, um den Kampf des Individuums gegen die Formen der Gesellschaft; die bleiben in der Romantik als Kampfobjekt aus dem Spiel. Man bejaht die alten Stände, man bejaht sie im Gegensatz zu den revolutionären Tendenzen, aber sie sind als historische Formen doch außerhalb des Ideenkampfes. Es gibt keine soziale Anklage und keine Verteidigung dagegen. Das Problem des Adels ist also „Ahnung und Gegenwart" nur bedingt eigen; nur das Problem, wie sich der Adel seiner altüberlieferten, großen Aufgabe, Führer im Staat zu sein, entledigt, spielt eine Rolle. Denn auch für Eichendorff, der in seinem ganzen Leben immer eine, allerdings nicht engherzige konservative Gesinnung vertreten hat [32]), ist es selbstverständlich, daß zu solchem Führertum eben nur der Adel, als der erste und repräsentativste Stand berufen ist.

Das Bürgertum kommt dafür nicht in Betracht, denn es hat sich „kampfmüde auf den goldenen Boden des Handwerks gelegt" (Eichendorff Bd. X S. 404), hat auf eine geistig oder politisch bevorzugtere Stellung selbst verzichtet. So tritt auch im ganzen Roman „Ahnung und Gegenwart" kein Bürgerlicher auf, der Bedeutung hätte. Der Roman weitet sich nicht episch zu einer Totalität, gibt nicht ein objektives Weltbild in der plastischen Darstellung von Umwelt und

[32]) Vergl. Werke (Kosch u. Sauer) Bd. X (histor.-pol. Schriften) S. 69, 143, 295 ff., 345 ff., 383 ff.

Zeit. Die Dinge sind gesehen vom durchaus subjektiven Standpunkt des Dichters, der, selbst Adliger, seinem Buch, ähnlich wie Arnim seiner „Gräfin Dolores", den Untertitel hätte geben können „zur lehrreichen Unterhaltung von Adligen". Denn darauf kommt es ihm in erster Linie an, nicht so sehr den Adel wie er ist im Gegensatz und auch in der Ergänzung zu anderen Ständen zu zeigen, sondern vielmehr darauf, zu sagen, wie der Adel eigentlich sein soll. Doch spricht auch aus dem Roman keineswegs hohler und leerer Standesdünkel. Die Aufgaben des Adels werden von Eichendorff viel zu groß und ernst gesehen, um schon das Adligsein allein genügen zu lassen. Und er sieht zu sehr Schwächen und Fehler des Adels seiner Zeit, um in ihnen nicht Hindernisse auf dem Weg zu dem großen Ziel eines organischen Staatsgefüges zu erkennen. Die Überwindung des Individualismus zu einem großen Ganzen, zu einer Gemeinschaft hier ist das Wesentliche: „wir alle sollen nach allgemeiner Ausbildung und Tätigkeit, nach dem Verein aller Dinge mit Gott streben; aber wer von seinem Einzelnen, wenn es überhaupt ein solches gibt, es sei Staats-, Dicht- oder Kriegskunst, recht wahrhaft und innig, d. h. christlich durchdrungen ward, der ist eben dadurch allgemein. Denn nimm du einen einzelnen Ring aus der Kette, so ist es die Kette nicht mehr, folglich ist eben der Ring auch die Kette . . . Um aber ein Ring in der Kette zu sein, mußt du ebenfalls aus einem Gusse mit dem Ganzen sein." (S. 157). Hier ist die typisch-romantische Synthese von Individuum und Gemeinschaft, das wir oben als Einheit aus zwei Prinzipien bezeichneten, deutlich ausgesprochen. Zwar nur die vollentwickelte, sich selbst bewußte Persönlichkeit hat Wert im Ganzen, aber nach beidem muß gestrebt werden, um der Allgemeinheit dienen zu können.

Von diesem Gesichtspunkt aus wird auch Kritik an den Adligen geübt, die in romantischem Subjektivismus nur sich selbst leben und keinerlei Verständnis für die Zeitfragen und Aufgaben haben. Und das sind eigentlich alle Hauptfiguren des Romans bis auf die Grafen Leontin und Friedrich. Auch der gesunde Landadel, wie ihn die Familie von A. und deren Gutsnachbarn vertreten, wird von dieser Kritik nicht ausgenommen; denn in ihm sieht Eichendorff eigentlich das „ideale Element der Gesellschaft."

Der Prinz, der Friedrich in den Kreis verantwortungsbewußter Männer gezogen hat, den Friedrich in gutem Glauben und tiefem Ernst gefolgt ist, entpuppt sich als ein schwächlicher und gänzlich haltloser Charakter: „Ich bin durch und durch schlecht . . . . Der Mäßigung, der Gerechtigkeit, der großen schönen Entwürfe, und was wir da zusammen beschlossen, geschrieben und besprochen, dem bin ich nicht gewachsen, sondern im Innersten voll Neid, daß ich's nicht bin. Es war mir nie Ernst damit und mit nichts in der Welt." (S. 182). Für Friedrich bedeutet diese Erfahrung aber nicht nur die Enttäuschung über den Erbprinzen und über dessen Untüchtigkeit, damit

wird seine ganze ideale Auffassung vom Staat erschüttert, seine Pläne über eine Aufgabe im Staat scheinen ihm endgültig zerstört. Graf Leontin dagegen ist von all dem nicht so sehr überrascht, er hat schon früh erkannt, daß dies Alles nur eine „leidliche Komödie" ist. Er sieht die Schäden der Zeit schon lange, und „ihn jammerte seine Zeit vielleicht wie keinen, aber er haßte es, davon zu sprechen." Aber auch er hat nicht die Kraft, seine Verzweiflung zu überwinden, aus der negativen Kritik heraus zu positiver Tat zu kommen, er ist noch zerrissen und fast sprunghaft, und enttäuscht, angeekelt von der Zeit und der Dumpfheit der Menschen flüchtet er, darin noch ein typischer Romantiker, zunächst aus der Welt in ein „wunderbares Leben" der Dichtung. Er scheitert zwar nicht an der Wirklichkeit, nach der er sich aus der musikalischen Verlorenheit seines Daseins ebenso sehnt wie Friedrich, aber er meistert, bezwingt sie ebenso wenig wie dieser. Und beide fliehen aus der Wirklichkeit, in die sie sich doch noch nicht einordnen können, zu der sie noch nicht den inneren, notwendigen Zusammenhang finden können, um eben ein Glied in der großen Kette der Allgemeinheit zu sein, nicht mehr in romantischem Gefühlsüberschwang hinaus in eine Unendlichkeit, sondern in andere engumgrenzte, fest geordnete Lebensformen. Leontin — hier ist der Zug der „Europamüdigkeit", die dann in Romanen der 30er und 40er Jahre eine Rolle spielt, zum ersten Mal spürbar — zieht übers Meer nach Amerika: „So will ich denn in dem noch unberührten Waldesgrün eines anderen Weltteiles Herz und Augen stärken, und mir die Ehre und die Erinnerung an die vergangene große Zeit, sowie den tiefen Schmerz über die gegenwärtige heilig bewahren, damit ich der künftigen, bessern, die wir alle hoffen, würdig bleibe, und sie mich wach und rüstig finde" (271). Friedrichs Verzicht auf ein tätiges Leben im Staat, worum er sich doch so sehr bemüht hat, endigt im religiösen Erlebnis, denn „jenes große, reiche Geheimnis des Lebens hatte sich ihm endlich in Gott gelöst" (209). Er tritt in ein Kloster ein. Die Kirche gibt ihm die festen Formen einer Gemeinschaft, die er sucht, hier findet er Bindung und Halt, die ihm der Staat nicht, noch nicht hat geben können. Aus solcher Gesinnung heraus versteht und billigt er auch Leontins Plan, nach Amerika zu fahren. „Denn wer sich berufen fühlt, in das Räderwerk des Weltganges unmittelbar mit einzugreifen, der mag von hier flüchten, soweit er kann. Es ist noch nicht an der Zeit, zu bauen, solange die Backsteine, noch weich und unreif, unter den Händen zerfließen. Mir scheint in diesem Elend, wie immer, keine andere Hilfe als die Religion . . . . Wenn der Geist Gottes und das Große im öffentlichen Leben wieder Raum gewänne, dann erst wird es Zeit sein, unmittelbar zu handeln, und das alte Recht, die alte Freiheit, Ehre und Ruhm in das wiedereroberte Reich zurückzuführen. Und in dieser Gesinnung bleibe ich in Deutschland und wähle mir das Kreuz zum Schwerte. (S. 273).

Resignation, Verzicht ist also das Ende. Eine Lösung der Probleme, die in der Erfüllung der Aufgabe des Adels liegt, gibt es noch nicht. Die Sehnsucht aus der musikalischen Verlorenheit des Daseins nach einer epischen Weltverbundenheit erfüllt sich den Menschen dieses Romans nicht. Die Diskrepanz zwischen Idealität und Realität wird nicht ganz aufgehoben; es ergibt sich zwar eine „Verengung des Musikalischen" (Scheidweiler), aber doch keine epische, plastische Gestaltung. Die Kämpfe um ständische Fragen, die besonders die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts erregt und ihren Niederschlag in der Literatur gefunden haben, finden in der Romantik keinen Ausdruck im künstlerischen Schaffen, obwohl gerade in der Romantik die Begriffe „Volk" und „Staat" zum vertieften, wesentlicheren Erlebnis geworden sind. Aber, und das wird gerade bei Eichendorff klar, der schon in einer Art von romantischem Realismus das „Sosein der Dinge und Menschen liebt und ehrt" [33]), so sehr auch die Frühromantik mit ihrer Sehnsucht nach Unendlichkeit überwunden ist und die Grenzen der Endlichkeit, die Notwendigkeit einer Anerkennung der Wirklichkeit verlangt werden, diese neu erfühlte Endlichkeit bleibt letzten Endes doch nur Stimmung, Reflexion des Ichs, wird nicht Zustand, Gegenständlichkeit. Statt substantieller Objektivierung, statt episch-plastischer Darstellung werden doch noch starke gefühlsmäßige Schwingungen gegeben, wird hinter den Erscheinungen, dem Sinnlichen ein metaphysisches, transzendentes Erlebnis gesucht. Die Realität der Erscheinungen wird nicht negiert, man will sie gestalten, aber zugleich eine geistigere, tiefere Realität mitgestalten. Der Trieb der Sehnsucht nach Gemeinschaft ist zwar vorhanden, man sucht Formen und Grenzen des soziologischen Lebens zu begreifen und erfassen, aber das entspricht doch mehr einem mehr gefühlsmäßig bedingten Wunsch nach Synthese, nach Vereinigung und Ergänzung im Anderen, im Du, als Sittlichen.

Das Ideal der romantischen Staatsidee, der organisch gegliederte Ständestaat, wird nicht zu plastischer Darstellung gebracht, nicht als Ausdruck und Spiegelung eines universalen Weltbildes, nur als Wunschbild gezeichnet; die Probleme, die sich aus einem solchen Staat ergeben, erfahren keine epische, gegenständliche Behandlung aus der Entwicklung von Begebenheiten, deshalb bleiben auch die Menschen fast nur auf zufallsbedingte Stimmungserlebnisse beschränkt, der Adel wird nicht in seiner besonderen Lebensform, in seiner bestimmten, ständisch-gebundenen Haltung dem Dasein und seiner Problematik gegenüber gezeigt. Nur die Erfüllung einer Aufgabe wird als ethische Forderung aufgestellt. Das Streben danach, die Sehnsucht nach dieser Erfüllung ist die Grundtendenz des Romans, nicht Begebenheiten, an denen der Adel seine besondere Bewährung für die Lösung dieser großen Aufgaben hätte beweisen können, werden dargestellt.

---

[33]) Herbert Cysarz: Von Schiller zu Nietzsche, 1928, S. 98.

So wurzeln diese Menschen nicht in einer typischen Ein- und Unterordnung, von der aus sie die Welt objektiv erleben. Aus zufällig sich ablösenden Stimmungen besteht ihr Leben, in Wandern und Abenteuern erfüllt sich ihr Dasein. Da aber in dieser Phase der Romantik, für Eichendorff die Wirklichkeit, ein umgrenztes Dasein schon die Zersetzung des rein musikalischen Erlebnisses einer nur sehnsuchterfühlten Unendlichkeit gebracht hat, so müssen die rein individualistischen Naturen an ihrer übersteigerten Subjektivität, die an der zu großen Spannung zwischen Ich und Welt zerbricht, scheitern: die Gräfin Romana, nur ihrer triebhaften Sinnlichkeit lebend, findet als letzten Ausweg nur den Selbstmord, Graf Rudolf, ein passiverer Mensch, ergibt sich in dumpfer Verzweiflung über sich und die Welt einer mystischen Magie und wandert nach Ägypten, „dem Lande der alten Wunder", aus. Der Erbprinz und die Gräfin Rosa, oberflächliche Genußmenschen, ohne die romantische Dämonie und Exzentricität der Gräfin Romana und des Grafen Rudolf, und ohne den strebenden Ernst der Grafen Friedrich und Leontin, tändeln in spielerischem Leichtsinn über alle Problematik des Daseins hinweg, um in einer aus Vernunft und Ehrgeiz geschlossenen Ehe sich zu begnügen.

Friedrich und Leontin sind die Einzigen, die bewußt aus ihrem subjektivistischen Individualismus zu einer sinnvoll geordneten Gemeinschaft streben, um zu einem in der Gegenwart tätig wirkenden Dasein mit festem Halt und klarem Ziel zu gelangen. Doch finden sie noch nicht den Mut und die Kraft, ganz nüchtern sich in Beziehung zu der Problematik eines solch praktisch erfüllten Lebens zu setzen, in diese Realität, sich wirklich einzuordnen. Sie weichen aus, mit der Hoffnung, eine geeignetere Zeit für die Erfüllung ihrer Ideen zu finden.

So führt „Ahnung und Gegenwart" von dem rein stimmungshaften Erlebnis der Welt herauf bis an die Grenze einer plastisch-epischen Gestaltung, Eichendorff hat die Unruhe der Zeit, die unfertigen, ineinanderfließenden gesellschaftlichen und staatlichen Formen als Grund dafür empfunden. Graf Friedrich spricht es am Ende des Romans aus: „Mir scheint unsre Zeit dieser weiten, ungewissen Dämmerung zu gleichen! Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, dunkle Wolken ziehen verhängnisschwer dazwischen, ungewiß, ob sie Tod oder Segen führen, die Welt liegt unten in weiter, dumpf stiller Erwartung . . . U n s e r e Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe, wie unsere Väter, uns hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt . . . . Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; . . . denn aus ihren Fugen wird die Welt noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen . . . ."

Deutlich zeichnet Eichendorff hier seine Zeit als eine Übergangsepoche; feste Formen sind nicht mehr und noch nicht gegeben, nur „die Lineamente dazu sieht man aufringen und sich leise formieren." So gibt „Ahnung und Gegenwart" keine Lösung, keine runde Plastizität, deutet nur leise an, wie die Fragen des politisch-soziologischen Lebens, gesehen vom Standpunkt des Konservativismus, der an der ständischen Ordnung festhält, gelöst werden müßte. Die rezeptive Seite der Romantik drückt sich ebenso aus wie die schöpferische Stimmung; größer als die Erkenntnis des Seienden und dessen unbedingte Anerkennung ist der Wunsch, die Sehnsucht nach dem neuen Lebensinhalt, der allerdings einen Ausdruck gesteigerter Lebenstätigkeit zur Folge hat. Und so macht „Ahnung und Gegenwart" letzten Endes gerade die Grundfunktion jungromantischer Lebenshaltung deutlich, die Wechselbeziehung von Einzelpersönlichkeit und Gemeinschaft, den Versuch nach Synthese von beidem, ohne sie zu fester Gestaltung zu bringen, wie ja auch diese letzte Form die Romantik selbst überhaupt nicht fand, sondern von ihr vielfältig ausstrahlend durch das ganze 19. Jahrhundert nur dieses Problem von den verschiedensten, oft diametral sich entgegengesetzten Seiten zu lösen versucht wurde.

Gibt Eichendorff mehr ein Sollen als ein Sein, mehr Kritik als Zustand der Zeit, so findet sich Ludwig Achim von Arnim in seinem Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810) über den reinen Stimmungsgehalt musikalischer Formungen zu epischem Erfassen eines plastischen Weltbildes, zur Darstellung seiner Zeit.

Wohl enthält die „Gräfin Dolores" auch noch viel arabeskenhafte Romantik, viel die Grundstruktur des Werkes durchbrechende lyrische Einlagen, Stimmungen und wunderbare Abenteuer. Aber es spricht doch aus dem Ganzen eine gefestigte, in den Formen des Lebens und der Gesellschaft verwurzelte Anschauung, für die ein Verstoß gegen Sitte und Gesetz, ein Sich-Gehen-Lassen, ein Nichtbeachten der Bindungen an Familie und Staat schon ein Vergehen gegen alle höhere Ordnung bedeutet. In Arnim spricht viel stärker und bewußter als in Eichendorff, der doch auch aus adligem Geschlecht stammt, das Blut und die Tradition junkerlicher Gesinnung. Eichendorff ist weicher, feiner in seiner Art, ist musikalischer als Arnim „der romantische Aktivist . . . ein verjüngter Soldaten- und Ordensmanntyp". (Cysarz). Flüchtet sich Eichendorff immer wieder und gern in ein Traumreich, leidet unter der harten Wirklichkeit, so steht Arnim ganz fest in dieser Welt, kämpft um ihre Probleme, nicht immer siegreich, aber er weicht auch nicht aus. Er ist aus härterem Stoff als der südostdeutsche Eichendorff, den es mehr in die heitere Lieblichkeit des Südens lockt, ist märkischer Abstammung, typischer Preuße. Wenn auch Eichendorff im preußischen Verwaltungsdienst war, — gezwungenermaßen, da das väterliche Gut verkauft werden

mußte — und so dauernd im praktisch-tätigen Leben stand, so sehnte er sich doch immer „nach jener altgewohnten Abgeschiedenheit und Unbeflecktheit von den alltäglichen Welthändeln“ auf dem Lubowitzer Schloß, wo man, „von dem großen Strom des Lebens nur das ferne Rauschen vernahm, das uns so wunderbar in die Tiefe versenkt.“

Arnim aber drängt es hinein in ein vollbewußtes, sich selbst erfüllendes Leben, ihn packt die politische Leidenschaft, er verbindet sich mit Gleichgesinnten, ebenfalls märkisch-preußischen Adligen und Konservativen; die „christlich-deutsche Tischgesellschaft“ gründet er mit dem Staatsrechtler der Romantik, Adam Müller, zusammen, Männer wie Prinz Radziwil, Prinz Lichnowski, Clausewitz, Kleist, Savigny, Fichte sind Mitglieder. Eine Auslese der preußischen Kriegs- und Adelspartei also, deren Tendenz schon die Namen deutlich werden lassen. Programm und Ziel dieser Gesellschaft ist, den Formen des Staates, des korporativen Staates, und der alten ständischen Gesellschaftsordnung, durch Geschichte und Tradition bedingt und bestimmt, ihre erneute, verstärkte Geltung zu verschaffen.

Diese Gesinnungen und Anschauungen werden auch in Arnims Dichtungen offenbar. Nicht als ob er reine Tendenzwerke geschaffen hätte. Aber das elementare Erlebnis der Geschichte, das in der Romantik zum ersten Mal zu einer ungeheuren Realität wurde, spiegelt sich in seinem Schaffen in starkem Maß. Der typisch romantische, überwirkliche Realitätsbegriff, von Novalis begründet, der gerade in der Dichtung die eigentliche Wahrheits- und Wirklichkeitsverkündung sieht, wird in Arnims Dichten zu Form und Gestalt, denn es kommt ihm darauf an, daß in seinen Dichtungen „überall durch den Bau dieser Welt eine höhere erscheint, welche den Sinnen nur in der Phantasie erkenntlich wird; in der Phantasie, die zwischen beiden Welten als Vermittlerin steht, und immer neu den toten Stoff der Umhüllung zu lebender Gestaltung vergeistigt, indem sie das Höhere verkörpert.“ [34])

Nicht die Darstellung eines rein Transzendenten will er geben; er bleibt an die Erde und ihre sinnlichen Erscheinungen gebunden, aber er sucht nach der Verwirklichung eines überwirklichen Gesetzes in ihnen. Man spürt das deutlich in seinen „Kronenwächtern“, die Fragment geblieben sind. Ein historischer Roman ist es wohl, aber nicht nur durch Milieu und Zeitschilderung. Es ist nicht der Versuch, eine gewesene Wirklichkeit abzukonterfeien; Arnim zeichnet in den „Kronenwächtern“ gerade deshalb das Innerste der Zeit, weil er nicht sklavisch an der Darstellung der Sitten und Gebräuche vergangener Jahrhunderte hängen bleibt, sondern Zusammenhänge, Gesetzmäßigkeiten gibt, was für die Zeit selbst nicht in dem Maß offenbar werden kann, da die einzelnen Erscheinungen ja erst durch den Zusammenhang, der eben am Einzelnen, aus der Zeit selbst heraus

[34]) Arnim, Sämtl. Werke, hrsg. v. Wilhelm Grimm, Bd. II, S. 247.

nicht erkannt wird, ihren tieferen Sinn erhalten. Hier aber ist eine Schau in die Tiefen der Geschichte gegeben, im eigenen Werden vorwärts und rückwärts gedeutet, als sinnvoll sich entwickelnder Geist, aus dem höhere Ordnung und höheres Gesetz sprechen. Geschichte, das ist hier nicht nur Zeitkolorit und historische Begebenheiten, das ist das Walten ewiger Gesetze, deren dauernde Geltung aus der Geschichte heraus bis zur Gegenwart aufgezeigt werden.

Diese ewigen Gesetze darzustellen, ist auch Absicht von Arnims Zeitroman „Gräfin Dolores". Zeitgeschichte wird dargestellt, wieder nicht nur im Äußeren und Äußerlichen, sondern gerade durch die Erkenntnis ewig geltender Ideen, die naturhaft-sinnvoll sich entwickelten, die aber vergessen, die vernachlässigt worden sind. Ihnen neue Geltung, neue Kraft geben will Arnim durch die Zeitgeschichte der „Gräfin Dolores", durch die Schilderung von Schicksalen, die sich an Menschen erfüllten, deren Wege von diesen Gesetzen höherer Ordnung und Sitte sich entfernten. Daß solche Wege gegangen wurden, daran ist das Zeitalter des Rationalismus und seine letzte Folge, die französische Revolution schuld: „Wie reich erfüllt war damals die Welt, ehe die allgemeine Revolution, welche von Frankreich den Namen erhielt, alle Formen zusammenstürzte; wie gleichförmig arm ist sie geworden. Aus der Tiefe dieser Seltsamkeiten . . . . läßt sich die damalige Höhe geistiger Klarheit erraten . . . . welche Gliederung und Abstufung, die sich nicht bloß im Äußeren der Gesellschaft zeigte. Jeder Einzelne war . . . eine eigene Welt." [35])

Die Revolution hat die Gleichmachung, die Gleichberechtigung gebracht, der Einzelne ist nicht mehr seine eigene Welt; er gehört zwar einer Gesamtheit, einer Allgemeinheit an, aber nicht durch innere Bindung, durch eine Synthese, die organisch sich aus dem Prinzip der Zweiheit Individuum-Kollektivum ergibt, sondern nur durch Vernunft.

Diese organische Verbundenheit der eigentümlichen Persönlichkeit mit einer Gemeinschaft aufzuzeigen, ihre Notwendigkeit für ein wirkliches Leben in der Gesamtheit, im Staat, ist die tiefere Bedeutung der „Gräfin Dolores".

Wir haben uns oben schon vergegenwärtigt, wie für die Romantik, in den Lehren von Novalis und Adam Müller deutlich formuliert, die Urzelle des Staates die Familie ist. Die Heiligkeit der Ehe, die Aufrechterhaltung gesunden Familienlebens ist der Angelpunkt der „Gräfin Dolores."

Im Untertitel ist sie als eine „Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein" bezeichnet. Es wird in ihr also auch eine Forderung aufgestellt. Aber sie deutet nicht wie Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" nur einen zu erreichenden Idealzustand in leisen Konturen an, an dem die Wirklichkeit durch transzendentale De-

[35]) S. W. Bd. II, S. 193.

duktion dargestellt wird, sondern es werden gegensätzliche Zustände geschildert. Man erfährt von den Lebensverhältnissen dieser Menschen bis in kleine Details, ihre Art zu leben, lernt ihr Lebensmilieu aufs genaueste kennen, und ihre Anschauungen und Meinungen gründen sich nicht nur auf Prinzipielles, Theoretisches; aus ihrem Leben, aus ihren Erfahrungen, aus den Begebenheiten des Alltags heraus entwickelt sich ihr Lebensgefühl, ihre Lebenshaltung. Die Geschichte der Gräfin Dolores und des Grafen Karl, das Auf und Ab ihrer Ehe, ist auch ein Entwicklungsroman. Aber diese beiden Menschen entwickeln sich nicht nach einer Idee, sondern aus den Begebenheiten, aus der Tatsächlichkeit und Gegenständlichkeit ihres Daseins durchlaufen sie den Weg von „Armut, Reichtum, Schuld und Buße" bis zur Läuterung und Festigung ihres Charakters und ihrer Weltanschauung.

Im weiteren Sinn ist die „Gräfin Dolores" ein Erziehungsroman von großer ethischer Bedeutung. Er stellt als sittliche Norm auf die Entsagung irdisch gebundenen Trieblebens gegenüber der Erfüllung einer Pflicht. Die Ehe wird als heilige Institution, als gesellschaftserhaltende, als staatserhaltende Macht, als eine seelische Bindung, als freiwillig erwählte Bindung und Überwindung der egoistischen Natur gefordert. Und gerade den Adel seiner Zeit will Arnim damit belehren, ihn bessern und veranlassen, von dem nach französischem Muster des ancien régime geführten Lebens zu lassen, gegen die laxen Sitten, die gelockerte Moral aufzutreten. Denn durch solches Leben kommt der Adel in Gefahr; das selbstische Sichausleben, die subjektive Haltung allen Problemen des Lebens gegenüber, die Nichtbeachtung gesellschaftlicher Bindungen im höheren Interesse des Staates und des Volkes erschüttert die Grundlagen des öffentlichen Lebens, um so mehr, wenn die oberste Gesellschaftsschicht selbst in sich nicht mehr die Festigkeit und Sicherheit der Tradition besitzt, in ihr schon Staat und Gesellschaft zermürbende Anschauungen und Taten sich verbreiten. Das wird deutlich dargestellt an dem „tollen Baron", einem Gutsnachbar des Grafen Karl, der nur sich selbst, seinen Leidenschaften und Begierden lebt, eine Gesellschaftsordnung nur anerkennt, die ihm Recht und Macht zur Befriedigung seiner Lebensgier gibt: „mit Schrecken dachte er (Graf Karl), daß eine Revolution gerade notwendig solche Menschen an ihrer Spitze tragen müsse, und mancher jugendliche Umwälzungsplan, den er mit dem gärenden Moste der Zeit getränkt hatte, verschwand vor seinen Augen in dem einen bedeutenden Augenblicke; nur der Ruchlose fängt eine neue Welt an in sich, das Gute war ewig; das Bestehende soll gut gedeutet werden .... dem folgt Deutschland in seiner Entwicklung". (Gräfin Dolores) [36]).

[36]) Zitiert wird hier nach der Ausgabe von Wilhelm Grimm: „Arnims sämtliche Werke" v. 1840. Die „Gräfin Dolores" steht im 7. u. 8. Band; das Zitat Bd. 7, S. 106.

Die Deutung des Bestehenden, seine Bedeutung als geschichtlich gewordene Einrichtungen und Ordnungen des gesellschaftlich-öffentlichen Lebens in der Gesamtheit gibt Arnim in seinem Roman, stellt sie in von tiefem Gehalt erfüllter Epik dar; und er gibt dabei ein Bild von dem Leben des Adels seiner Zeit, wie es ist, wie es nicht sein soll und wie es sein soll. Von dem Adel, der in erdhafter Verbundenheit auf seiner Scholle sitzt, von Pflichten erfüllt, von dem Adel, der in genießerischer Selbstsucht dahinlebt, in oberflächlichem Repräsentieren und Prunken, und von dem Adel, der seine Aufgaben als Führer des Staates zum Nutzen des öffentlichen, allgemeinen Wohls begriffen hat.

Gesehen ist alles vom Mittelpunkt eines Kreises aus, der sich um Gräfin Dolores und Grafen Karl schließt, um ihre Ehe und Familie, eines Kreises, der zwar nur Adlige umzirkelt, den aber andere Kreise tangieren, manchmal auch überschneiden, Kreise bürgerlicher und bäuerlicher Lebensgemeinschaften und -formen. Konzentrisch sind die Kreise aber noch nicht, das Weltbild Arnims orientiert sich bei allem offenen Blick für die Realitäten des Daseins immer noch vom Adel aus. So ist sein Held, Graf Karl, „kein Adelstor, wie die meisten seines Standes zu jener Zeit, bei denen er für einen Revolutionär galt, aber er kannte das Achtbare der Familiengesinnungen und Familienehre, die sich noch immer in denen Häusern fortpflanzen, welche sich einst den Herrschern gleich geachtet; das Gleiche mit seinen eigenen Verhältnissen war ihm von guter Vorbedeutung.“ (VII, 48).

Darum ist bei aller Freiheit von Standesvorurteilen Graf Karl unbedingt darauf bedacht, daß „man in einer Zeit, die so wenig Bestehendes hervorbringe, das Angeerbte durchaus bewahren müsse, wo es nicht dagegen anstieße, denn es ruhe Segen darauf.“ (VII, 287).

Um diese anererbte, traditionelle Gesinnung muß Graf Karl zunächst bei seiner Frau, der Gräfin Dolores, kämpfen. In ihr, der zwar im Äußeren, anderen Ständen gegenüber Adelsstolzen, sich verschließenden Aristokratin, ist nur Haltung, Form, keine wahre Gesinnung, keine tiefe Auffassung von Liebe und Ehe. Sie langweilt sich auf dem Land, in der Gleichförmigkeit solchen Lebens; sie braucht die oberflächliche, die Sinne reizende Anregung städtischer, feudaler Gesellschaft. Sie hat, wenigstens noch am Anfang ihrer Ehe mit Graf Karl, die sie aus Not und Armut gerettet hat, kein Pflichtgefühl, keine Festigkeit in sich; sie vergißt ihre Frauenwürde, ihre Ehre, die sie nicht mehr nur sich selber verpflichtet, sondern auch ihrem Mann, sie vergißt, daß „da stehet geschrieben, die Ehe soll ehrlich gehalten werden“; (VII, 145), göttliche wie menschliche Gesetze mißachtet sie, und so fällt sie, während ihr Mann auf seinen Gütern weilt, ihre und ihres Kindes Ankunft vorbereitet und erwartet, einem Marchese anheim, der, ohne daß sie es weiß, ihr eigener Schwager,

der Herzog von A., ist, unterliegt seiner raffinierten, gewissenlosen Verführungskunst und lebt mit ihm in Treu- und Ehebruch, von seiner Erscheinung, seinem gewandten, vielerfahrenen Wesen geblendet und gefesselt. Tief verstrickt sie sich in Schuld, weil ihr der religiöse Halt fehlt, weil sie kein Verantwortungsbewußtsein hat, vor sich und ihrer Tradition. Sie hat noch nicht begriffen, daß gerade der Adel verpflichtet ist, Glied zu sein in einer Kette, sie selber fortzusetzen untadelig und rein in Anschauung und Tun. So löst sie langsam die Bindung an ihren Mann, stellt sich außerhalb von Sitte und Gesetz, von Pflicht und Aufgabe als Frau und Mutter, zerstört die Familie, und findet nur nach schwerer Buße zurück in den Kreis ihres Daseins. An ihrem Beispiel stellt Arnim die Forderung auf, daß die Frau in der Ehe und in der Familie den Sinn ihres Daseins sucht und findet, und diese Forderung gilt nicht nur für arme Fräulein, sondern für alle, vornehmlich für Adlige. Wer sich gegen das göttliche Gebot stellt — Arnims Weltanschauung basiert auf einer tiefen, religiösen Gesinnung — die Heiligkeit der Ehe nicht achtet, der vernichtet in sich den Wert der für die Gesamtheit nützlichen Persönlichkeit. Und in der kleinen Gemeinschaft von Ehe und Familie ist die Zelle des Staats; sie rein und gesund zu erhalten, ist Notwendigkeit. „Der Staat besteht nicht aus einzelnen Menschen, sondern aus Paaren und Gesellschaften“ (Novalis, Minor II, 271).

Auf das Ganze aber kommt es an. Denn nur der Mensch erfüllt sich, „der in der Gesinnung seines Volkes und mit ihm fortlebt, treu seinen Vätern in Tat und Glauben“ (VII, 145).

Das ist wichtig für Arnim: in der Gesinnung seines Volkes zu leben, die Urquellen allen Fühlens und Handelns nur in ihm zu suchen, für das Volk dazusein, im Glauben an eine höhere Macht, die sich im Volksleben, in seinen traditionellen Einrichtungen und Bindungen ausdrückt. Denn das Schicksal des Einzelnen wie des Volkes ist nicht nur diesseitig bedingt und bestimmt; es offenbart sich in einer Welt, die „durch den Bau dieser Welt erscheint.“

„Vertraue deinem Volke in der Liebe und im Tod: das ist der Glaube, das wird zur Tat. Wer seines Volkes Glauben im Glück leichtsinnig vergißt, in der Not verläßt, den wird Gott in seiner letzten Not vergessen und in seinem Glück verloren gehen lassen. Hat unsere Zeit, hat unser Volk einen Glauben? Wehe ihnen, wenn sie keinen haben“ (VII, 145).

Religion, Volk, Sitte und Gesetz sind die Fundamente Arnimscher Weltanschauung, sind Forderungen, die er an die Gesellschaft richtet, die im Adel ihren Gipfelpunkt haben soll. Adel verpflichtet; verpflichtet zu einer Gesinnung und Haltung, in der sich die idealen Normen des gesellschaftlichen Lebens — als Leben einer organischen Gemeinschaft — erfüllen. Das Wirken einer höheren Macht im Menschen, in den menschlichen Dingen, will Arnim darstellen. „Das Geheimnis wollte er freilich nicht gewaltsam, magisch, fetischhaft unter

Umgehung des Vernunft- und Erfahrungswegs bannen (wie Brentano), ... er schloß nicht mystisch die Augen, um durch Vision und Ekstase sie zu schauen, sondern blickte frei und hell umher, um ihrer Offenbarung im Erdenraum gewahr zu werden“ [37]).

So zeichnet er in Graf Karl den Idealtyp des Adligen, der sein Adlig-sein als Edel-sein auffaßt, frei von engen, überspannten Standesvorurteilen, der in religiösem Glauben an Gott und Volk sein Dasein pflichterfüllt lebt. Nur in der Verbundenheit mit der Gesamtheit sieht er Sinn und Inhalt des Lebens; so führt er nicht ein ungebundenes Wanderleben; er besucht die Universität, „die ihn allein zum wissenschaftlichen Landwirt vorbilden sollte, da die Verwaltung seiner Landgüter seinem Vermögen und seiner Natur angemessener schien, als Dienst eines Fürsten.“ (VII, 47). Schollenhaft verwurzelt ist er seinen Gütern, findet in ihnen sein Dasein ausgefüllt, im Bebauen der Felder, im Sorgen für seine Untergebenen. Darum „fanden seine Leute in ihm eine väterliche Unterstützung zu allem Guten. Der Schulen nahm er sich selbst an; von der künftigen Zeit hoffte er alles, darum wollte er sie selbst unterrichten, . . . Da ward nicht soviel darauf gesehen, ob die Bursche schreiben konnten, aber das Andenken deutscher Ehre, heiliger und großer Menschen, das ward in ihr Herz geschrieben“ (VII, 100), und „sein höchster Ehrgeiz war es, seinen Bauernknaben auf die kürzeste Art etwas Geschichte und Lesen zu lehren, den Mädchen Kochen und allen eine gesundere und frohere Art zu leben“, weil er „das Hofgehen für einen harten Frondienst hielt“ (VIII, 12).

Das ist die Welt des Grafen Karl, das ist die Welt Arnims, des märkischen Junkers, der in der Tradition lebt, für sie lebt, für die ewige Idee seines Volkes. Aber nicht in sehnsüchtigem Träumen nach metaphysischer Unendlichkeit, in der alles sich harmonisch löst und bindet, sondern in einer Stimmung, „wo die Idee sich nicht mit der Idee begnügen will, sondern ungeduldig die Wirklichkeit sucht“ (VIII, 19).

Die Wirklichkeit ist das Volk, ist der Staat, in dem sich die Idee des Volkes offenbart in geheiligter Überlieferung alter Lebensformen, ständischer Gliederung. Denn das gilt es für Arnim als Erfüllung des Seins zu begreifen, daß der Einzelne nichts ist, losgelöst von der Verbundenheit an die Dauer der Geschlechter, in der sich die Idee des Volkes verwirklicht, daß der Einzelne hinfällig ist, „ohne ein dauerndes Bestehen seines Volkes“ (VIII, 20).

Solche Gesinnung zu pflegen, zu verwirklichen, ist auch für Arnim in erster Linie der Adel berufen. Allerdings darf sich dies nicht in leeren Formen, im Ausnutzen der Geburtsvorrechte ausdrücken, sondern innerlich wahrhaft und lebendig.

---

[37]) Gundolf, Romantiker, S. 345.

So wird in der „Gräfin Dolores“ der Adel auch nicht dargestellt als bevorrechtete Kaste, deren Verdienst nur darin beruht, eben aristokratisch zu sein, nicht in engherziger, geistloser Abgeschlossenheit; nicht allein die Zufälligkeit der feudalen Geburt ist maßgebend und ausschlaggebend für den wahren Adel. Adel ist hier Edelsein, das nicht nur das Attribut des reinen Geburtsadels sein soll und kann. Der Kreis wird weiter gezogen, der Bogen eines Geistes-Adels gespannt um alle Menschen, die sich ihres Zusammenhangs mit Volk und Staat im Tiefsten bewußt sind. Anschauungen, wie sie Goethe im „Wilhelm Meister“ gestaltet hat, werden hier vom Adel selbst aufgenommen und anerkannt, wie auch diese Idee eines allgemeinen Adels schon Novalis (Minor Bd. II, 270) formuliert hat, der alle Menschen in den Adelsstand erhoben wissen will.

Diese Gedanken finden in der „Gräfin Dolores“ ihren Niederschlag, in den Ansichten des Grafen Karl: „insbesondere war es sein Lieblingsplan, alles Gute und Ehrenvolle, was sich in den adligen Häusern nach seiner Meinung entwickelt habe, allgemein zu machen, alle Welt zu adeln, dem Grafen war es ein angenehmer Gedanke, auf Du und Du mit aller Welt zu sein.“ (VII, 288). Und in einem Gedicht (VII, 289) finden sich dieselben Gedanken, ja noch schärfer formuliert, daß nämlich der Adel seines äußeren Geburtsvorrechts, sich entäußern soll:

„. . . . . .
Nur im Herzen ist der Ort,
wo der Adel tritt in Schranken,
. . . . . .
. . . . . .
Nicht die Geister zu vertreiben,
Steht des Volkes Geist jetzt auf,
Nein, daß jedem freier Lauf,
Jedem Haus ein Geist soll bleiben:
Nein, daß adlig All auf Erden,
Muß der Adel Bürger werden.“

Dies sind die Zeichen eines aufgeklärten, freien Menschentums, das über die Grenzen des Standes hinausblicken kann. Aber obwohl Arnim, so wenig wie sein Held Graf Karl, kein Adelstor war, so ist für ihn doch eine Betrachtung der politischen und soziologischen Verhältnisse vom Standpunkt des organisch gegliederten Ständestaats, in dem der Adel nun einmal der erste Stand ist, bluts- und gesinnungsmäßig bedingt. Auch spielt das Problem Adel - Bürgertum noch keine praktische Rolle, da ja die Romantik das Bürgertum nicht in dem Maß als lebenerfüllten Stand betrachtet, weil der Bürger einmal seinen geistigen Zusammenhang mit der alten Tradition zugunsten eines rein materiellen Erwerbslebens vernachlässigt hat, und zum andern gerade das Bürgertum, der „dritte Stand“ der französischen Revolution, immer noch revolutionär verdächtig schien.

In einer symbolischen Erzählung, „die Schule der Erfahrung", die, wie noch verschiedene andere Anekdoten und arabeskenhaftes Beiwerk, in die Handlung der „Gräfin Dolores" eingeschoben ist (VIII, 190—194), werden die einzelnen Stände, in ihrer Art zu leben, charakterisiert, dabei die Bürger und Kaufleute als „geschwinde Leute und Weltkinder" bezeichnet, von denen man „Weltgeschwindigkeit" lernen könne. Und gerade diese Weltlichkeit, die durch nur auf Handel und Erwerb gerichtete Interessen bedingt ist, wird für die großen Ideen nicht mehr empfänglich sein; daher diese Ablehnung des Bürgertums in der Romantik, eines Bürgertums, das trotz der französischen Revolution sich noch nicht um die politischen Ereignisse in dem Maße und mit der Intensität kümmert, wie sie notwendig sind zur Durchführung und Verwirklichung der romantischen Staatstheorien.

Die Auseinandersetzung zwischen Adel und Bürgertum erfolgt in der Romantik noch nicht, sie wird erst nach der Restaurationszeit, nach der französischen Julirevolution von 1830 ausgetragen. Für die Romantik gibt es zunächst nur das Problem Adel - Bauerntum, das durch die Stein-Hardenbergschen Reformen akut wurde, wenn auch der Kampf um die Bauern-Regulierungsgesetze von 1808 und 1811 erst in der Zeit nach dem Wiener Kongreß besonders heftig entbrannte, der Adel dann erst mit allen Mitteln um Besitz und Macht kämpfte, und dieser Streit erst in den Romanen der jungdeutschen Epoche seinen literarischen Ausdruck fand.

Bei Arnim ist dieses Problem nur gesehen als eine Frage der Humanität, wie sie wohl im Kreis der christlich-deutschen Tischgesellschaft, zu deren liberalerer Gruppe Arnim ja gehörte, oft und lebhaft debattiert wurde. Arnim wünscht, bei aller Aufrechterhaltung der ständischen Ordnung und Organisation, ohne die ein gesundes Staatsleben für ihn nicht denkbar ist, das patriarchalische Herrschaftsverhältnis, wie es „einige Stellen des alten Testaments deutlich machen", als Grundlage des Zusammenlebens zwischen Adel und Bauerntum; das Ideal solchen Verhältnisses ist für Arnim dies, wenn von einem adligen Herrn „sein ganzes Dorf zum Range seiner Familie erhoben und von jedem Kind Vaterchen genannt wurde" (VII, 384). Das sind Gedanken, wie sie unmittelbar aus dem Berliner Freundeskreis Arnims entsprangen, aus dessen Anschauungen heraus ja auch Adam Müller, wie wir oben schon bedeuteten, diese Theorien in seinen „Elementen der Staatskunst" niederlegte.

Auch Fouqué [38]) findet sich zu solchen Anschauungen über das Verhältnis Adel und Bauerntum und stellt für den Adel als Forderung das Edelsein auf „Edelmann und Bauer, die jetzt soweit voneinander abstehen, oft so, daß sich Herrschaft und Untertan kaum

[38]) Friedrich Baron de la Motte Fouqué: Gespräche zweier preußischer Edelleute über den Adel. Berlin 1808, S. 23.

recht von Ansehen kennen, treten dann nach und nach in das alte, reine patriarchalische Verhältnis zurück, aus welchem das edle Lehenswesen hervorging, und nach dessen Verfall das Lehenswesen aufhörte, edel zu sein. Wenn aber der Bauer seinen Edelmann, der Edelmann seinen König als Heerführer kennt und liebt, und sich wieder die lebendige Kette solcher Gefühle in freudiger Wechselwirkung, von unten hinauf, von oben hinunter schlingt, dann dürfen wir mit heiterem Stolz ringsumher blicken, und nach einer Verfassung fragen, die der unsrigen gleichkommt."

Arnim entwirft in der „Gräfin Dolores" ein Bild von solch freiem Verkehr der Stände in „freudiger Wechselwirkung". Er schildert das gesellschaftliche Leben am Hof einer Fürstin, die, einst von der Revolution vertrieben, im Exil erfahrener und gereifter geworden, nach der Rückkehr in ihr Land und dem Tode ihres Mannes die Regierung selbst ergreift. An diesem Hof werden die notwendigen repräsentativen und öffentlichen Geschäfte ganz von dem privaten Leben getrennt. Ist dort Etiquette, strenge Rang- und Stände-Unterscheidung „nach hergebrachten erworbenen Rechten und Ehren", so ist bei allen nicht amtlichen Vergnügungen nur entscheidend „das gesellige Talent und das Verhältnis zur Gesellschaft durch Freundschaft und Wohlwollen; hier war die Fürstin ganz menschlich, ganz eigentümlich sich selbst überlassen, ihrer individuellen Neigung und Gunst" (VIII, 246). Kommt man nicht in öffentlichen Anliegen zu ihr, dann empfängt sie Jeden in seinem täglichen Kleid, tanzt auf Bällen auch mit Nichtadligen. So zeichnet Arnim, der sonst kein Freund höfischer Dinge ist, „ein Bild von der Glückseligkeit des Hoflebens, das leider so selten in der Nähe gefunden wird, das aber doch wohl verdiente, einmal wieder dargestellt zu werden, wie es in der Ritterzeit wirklich vorhanden war" (VIII, 246).

Arnims Dichten hat als Ausgangspunkt eine ideale Forderung: eben diese Wechselwirkung zwischen den Ständen zu einem höheren Ausgleich zu schaffen. Er — den „die Grundspannung zwischen Erbadel und Seelenadel hellsichtig machte" (Gundolf) — stellt das Gesetz dem subjektiven Gefühlsleben in politischer, in gesellschaftlicher, in jeder menschlichen Form gegenüber. Um diese beiden Pole, in der Spannung zwischen ihnen, bewegen sich seine Menschen. Das Gesetz bedeutet ihm die Erkenntnis höheren Willens und Wirkens im Handeln der Menschen, die Einordnung in den organischen Zusammenhang von elementarem Natur-Dasein und geordnete Gemeinschaft, in Staat und Familie.

Dabei gibt er nicht in seiner epischen Objektivität — wie Goethe in „Wilhelm Meister" und in den „Wahlverwandtschaften", die beide Arnims Dichten wesentlich beeinflußt haben —, die Darstellung der Zustände und Menschen, sieht sie nicht „an sich" und persönlich unbeteiligt, sondern urteilt über Schuld und Fehlen. Er will zeigen,

wie es sein soll, wie es besser sein soll, als seine Zeit und ihre Menschen sich darbieten. Doch verliert er sich dabei keineswegs in romantische Spekulationen. Er führt in die Wirklichkeit, in die Gegenwart hinein. Aus dem Leben und Wirken seiner Gestalten heraus gibt er ein Zeitbild, durch das er nur das Ideal eines noch besseren schimmern läßt, in der alle Probleme des öffentlich-gesellschaftlichen Lebens sich in Harmonie gelöst haben. Alle Betrachtungen über die Zustände seiner Zeit haben den Zweck, den Blick auf dies zu erreichende Ziel hinzulenken, alle Kräfte für diese Aufgabe frei zu machen.

Alle Bildungsstoffe seiner Epoche sind bei ihm verarbeitet: Kants und Fichtes Lehren, die Menschenrechte der französischen Revolution, die romantischen Gefühls- und Geisteserlebnisse, das durch die Napoleonischen Kriege erwachte Nationalbewußtsein, das sich historisch-vaterländisch orientiert. All dies spiegelt sich in der „Gräfin Dolores", in der der romantische Begriff des Volksgeistes literarisch gestaltet ist. Denn der Volksgeist — dem später der Begriff Zeitgeist entgegengesetzt wird — entbindet alle Kräfte, deren Quellen im Blut, in der fortlaufenden Reihe der Geschlechter, in der Tradition, in der Bindung an Stand und Staat und in der Erd- und Naturverbundenheit liegen. So mündet das Leben aller Menschen der „Gräfin Dolores" in dem großen Strom des Schicksals ihres Volkes, „alle gewinnen einen festen Lebenskreis und Bestimmung" (VIII, 159).

Der Adel erhält seinen neuen, vertieften Sinn im tätigen Wirken für die große Idee, die Volk und Vaterland heißt. Nicht mehr „die ganze Masse verwegener Lustigkeiten, die sonst die deutschen Schlösser durchtobte, die sich alles erlaubte und alles vergab" (VIII, 290) ist der Inhalt seines Daseins. Statt der Devise „tout comprendre c'est tout pardonner" hat der Adel die Forderung erhoben, daß nur der Wert als Persönlichkeit für die Gesamtheit hat, der „sein künftiges Leben ganz dem öffentlichen Wohl widmet" (VIII, 355).

Die Gräfin findet aus den Wirren des ehebrecherischen Erlebnisses, das ihr und ihres Mannes Leben fast zerstört hat, heraus und zurück in den Pflichtenkreis ihrer Ehe und Familie. Ihre Buße ist die große Mutterliebe, mit der sie ihre Kinder sorgend umgibt, durch sie wird sie „aller Welteitelkeit entzogen, durch der Kinder schuldlose Liebe aller schuldigen Lust entsühnt und liebevoller selbst gebildet in der mütterlichen Pflege ihrer schönen Kinder" (VII, 170).

Die Gebote ewiger Gesetze erhalten für den Adel Geltung. Im festumgrenzten Dasein, das durch Sitte und Gesellschaft bedingt und nicht mehr genießerisches Triebleben ist, werden die Erkenntnisse und Anschauungen wirksam, im Dienst für das Allgemeine, sei es als patriarchalischer Gutsbesitzer, sei es als Minister oder als Soldat, erschöpft sich die Kraft des neuen Adels, bewußt seiner Verbundenheit zu Volk und Staat. Nicht mehr auf zufällige Geburtsvorrechte wird gepocht, nicht äußerlich ererbte Macht ist der Vorteil

der Aristokratie, sondern das Wissen um die Zusammenhänge alles organisch Gewordenen, um Geschichte und Tradition in lebendiger Auswirkung in der Gegenwart. Aller falsche und hohle Prunk des Feudalismus, der keinen Inhalt und Sinn mehr hatte, weil er sich eben der wesenhaften Bindung an die ewige Idee des Volkes nicht mehr bewußt war, ist zusammengebrochen, wie das Schloß des alten Grafen P., der in Selbstüberheblichkeit und aus reinem Geltungsbedürfnis sich einen Kolossalbau erstellt hatte und der nun — symbolisch für die ganze Zeitspanne der hypertrophen Adelsbetonung vom Barock bis zum Ende des 18. Jahrhunderts — dalag „wie eine untergehende, leichtsinnige Zeit reuig abbittend vor einer alten, dauerhaften, wiederkehrenden, bescheideneren" (VIII, 232). Die Gespenster, die „nur noch von dem träumenden Genuß früherer Tage, von ihren Gewohnheiten leben" (VIII, 235) sind gebannt, alles Unklare, Verworrene ist vorbei. Wirklichkeit und Gegenwart fordern ihre Rechte. Pflichten müssen erfüllt werden im Kleinen wie im Großen. In der Haltung sich selbst gegenüber, seinem engen Kreis der Familie und darüber hinaus dem Stand und dem Staat gegenüber.

Das Problem der Überwindung des subjektivistischen Individualismus', die Unterordnung unter eine objektive, allgemeine Idee erhält hier Form und Gestalt, ähnlich wie dies Problem Kleist dramatisch im „Prinzen von Homburg" gesehen hat, der diese romantische Sehnsucht, die Antinomie von Persönlichkeit - Gemeinschaft in höherer Synthese harmonisch zu lösen in vollkommener Form und mit tiefem menschlichem und metaphysischem Gehalt erfüllt hat, der darin „den Weg zur inneren Befreiung . . . den Weg vom Individualismus zum Staatsbürgertum zeigt" [39]). Und wie Kleist's Drama ein „vorbildliches Erziehungsdrama ist, in dem jeder Deutsche, jeder Mensch Kampf und Entwicklung seines Ich aus Willkür und Selbstherrlichkeit zur freiwilligen, verantwortungsbewußten Ein- und Unterordnung unter Staat und Gesetz erschüttert vor- oder nacherlebt" [40]), so ist auch Arnims „Gräfin Dolores" ein Erziehungsroman, in dem dasselbe Problem der Synthese von Persönlichkeit und Gemeinschaft Form und Gestalt erhält.

Während bei Eichendorff das religiöse Erlebnis der Gemeinschaft noch zur Flucht aus der Wirklichkeit in ein Transzendentes führt, in die Idee der katholischen Kirche, werden die Menschen Arnims durch dies Streben nach der Synthese und Harmonie gerade zur Wirklichkeit gebracht, wird ihr Verantwortungsbewußtsein den menschlichen Ordnungen, den allgemeinen Staatsinstitutionen gegenüber gestärkt und vertieft, gehen auch sie „den Weg vom Individualismus zum Staatsbürgertum", der Einzelne entwickelt sich so sehr zum Glied der

[39]) Philipp Witkop: „Heinrich von Kleist", Lpzg. 1922, S. 230.
[40]) ebenda S. 231.

Gemeinschaft, daß sein Handeln durch sie bedingt und für sie bestimmt ist, und er doch seine Eigentümlichkeit, seine Persönlichkeit nicht aufgibt.

Damit wächst Arnims „Gräfin Dolores" über die Ehegeschichte des Grafen Karl und der Gräfin Dolores hinaus, bleibt nicht nur in der „lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein" stecken, sondern wird ein Roman von solcher Zeit- und Wirklichkeitsnähe, wie kein anderer Roman der Romantik. Menschen, Zustände und Begebenheiten, wie sie Arnim täglich in seinem Gesichtskreis fand, werden dargestellt, alle Fragen, die den Adel seiner Zeit bewegten, werden behandelt oder wenigstens berührt, und bei aller unbedingten Verallgemeinerung, die sich meist als sittliche Forderung äußert, doch wieder in tiefer, weiter Menschlichkeit gestaltet.

So ist die „Gräfin Dolores" der eigentlichste Adelsroman der Romantik und zugleich ihr eigentlichster Zeitroman. In allen übrigen romantischen Romanen überwiegen das musikalische Element und die musikalische Form. Auch in Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" haben wir diese idyllische Verlorenheit der Menschen uns bedeutet, die sich zwar um die Wirklichkeit mühen, sie erfassen wollen, aber letzten Endes doch im Gefühl, in der lyrischen Stimmung haften bleiben. Im „Godwi", in „Sternbalds Wanderungen", bei der „Lucinde", im „Heinrich von Ofterdingen" und den andern bedeutenderen Romanen der Romantik ist immer wieder das Überwiegen des Musikalischen gegenüber dem Plastisch-Epischen festzustellen. So finden auch die Romantiker Brentano, Tieck, Friedrich Schlegel, Novalis u. a. nicht zu dem Gestaltungsvermögen eines Weltbildes. In zerflatternder und verwehender Musikalität erschöpfen sie sich, geben Menschen und Zustände nur stimmungshaft, in musikalischer Verlorenheit und Beziehungslosigkeit. Probleme, die den Alltag ihrer Zeit beschäftigen, kennen sie in ihren Romanen nicht, suchen sehnsüchtig nach der blauen Blume der Unendlichkeit und verlieren sich dabei über die Wolken ins All.

Eichendorff sucht zum ersten Mal wieder die Grenzen des Daseins auf dieser Erde, ohne sie ganz zu finden; die Wirklichkeit ertragen seine Menschen noch nicht so wie sie ist, Eichendorff sagt nur bedingt ja zu seiner Zeit und hofft auf eine bessere.

Arnim bejaht Zeit und Wirklichkeit. Er verliert sich nicht in romantische Spekulationen und träumt sich nicht in unendliche Fernen. Aus der Zeit und dem alltäglichen Leben schafft und gestaltet er, kämpft er um die Dinge und Probleme des Daseins, „nicht nur die Ferne und das Wunder, sondern auch das Vaterland, die gute, feste treue Sitte und der mannhafte Glaube sollte wieder beschworen werden [41]).

---

[41]) Gundolf, a. a. O. S. 354.

Und so wird in der „Gräfin Dolores“ das Bild eines Standes entworfen und gestaltet, wie es in solcher Geschlossenheit erst wieder am Ende des 19. Jahrhunderts von Fontane und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wohl zum letzten Mal für diesen Stand, von Eduard von Keyserling gegeben wurde.

Es liegt etwas Tragisches darin, daß die höchste Sehnsucht der romantischen Staatsrechtler und Politiker, überhaupt der Romantiker in ihrer Auseinandersetzung mit den Problemen des politischen und soziologischen Lebens, nämlich die organisch gegliederte Vielheit als Einheit des Staates, die lebendige Wechselwirkung nicht nur des Einzelnen und der Gemeinschaft, sondern auch der Gruppen und Stände untereinander, daß diese geistigen Kämpfe um die Neugestaltung von Staat und Gesellschaft, die Wiedererweckung des Volksgeistes im Laufe des 19. Jahrhunderts sich nicht nur nicht erfüllte, sondern daß all dies sich auflöste in unorganische Einzelteile, daß die Stände sich schärfer trennten denn je, der Adel sich nach rückwärts entwickelte, zu dem revolutionär-erwachenden Bürgertum bald der Stand der Proletarier kam, und daß auch Bismarcks Schöpfung diese Dinge nur äußerlich einte.

Der Traum eines deutschen Staates, der sich aus den Ständen aufbaut, in denen der Volksgeist lebendig ist, die Idee der großen Volks-Gemeinschaft und der Traum der harmonisch sich ergänzenden und doch in sich organisch geschlossenen Stände sind in solch tiefer Bewußtheit und Religiosität zum letzten Mal in der Romantik geträumt worden.

Schon die unmittelbar folgende Zeit bringt die Trennung und die erneute Gegensätzlichkeit. Restauration auf der einen, Kampf und Fordern um neue Rechte auf der andern Seite. Der Kampf um die politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Macht in Deutschland beginnt. Sein Niederschlag ist in den Romanen, die die neue geistige Aera einleiten, die alte endgültig vertreiben, in den Schriften der Jungdeutschen und Nachromantiker zu finden, die Spuren dieses Kampfes verschwinden von nun an nie mehr aus dem deutschen Roman.

Kapitel 2:
Die Jungdeutschen und Immermann.

Die Ereignisse der Befreiungskriege hatten das Volk politischer gemacht und politisch hellsichtiger. Es war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß ohne seine Hilfe und ohne seine Opfer der Sieg für die Mächte der späteren „heiligen Allianz" nicht erkämpft worden wäre, und es erwartete nach dem Friedensschluß, daß ihm die Fürsten mehr Rechte und Freiheiten des öffentlichen Lebens gäben. Aber nach dem Wiener Kongreß setzten statt der erhofften Reformation der Staatsinstitutionen Restauration und Reaktion ein. Statt der erwarteten Verfassungen kamen Erlasse und Verfügungen, die jede politische Tätigkeit unterbanden; alle freiheitlichen und konstitutionsfreundlichen Regungen wurden durch die Staatspolizei unterdrückt; der im Krieg erkämpften äußeren Freiheit folgte in den deutschen Staaten eine lähmende innere Unfreiheit. Und entsprechend dieser politischen Gebundenheit, in die sich das Bürgertum allmählich fand und fügte, war auch eine geistige Leere in diesen Jahren. Mit Ausnahme der burschenschaftlichen Bewegung blieb das Volk ruhig, und die Regierungen verstanden es, das nach dem Krieg begreiflicherweise besonders große Ruhebedürfnis zu vermehren und zu verstärken. Die Folge war zunächst, daß sich das Bürgertum fern aller politischen Betätigung in seine engen Kreise zurückzog; in die Familie, in den Salon mit seinen aesthetisierenden Kaffee- und Teestunden, in das dilletierende Beschäftigen mit künstlerischen Dingen, in die ganze lebensarme „Biedermeier-Romantik".

In dieser Zurückhaltung aller fortschrittlichen Kräfte regten sich die Anhänger alter sozialer und politischer Institutionen desto mehr, versuchten mit größter Anstrengung und Aufbietung sämtlicher durch die Unterstützung der Regierungen so leicht zu handhabender Machtmittel frühere Rechte und Vorteile ständischer und gesellschaftlicher Positionen zu erneuern und zu befestigen.

Vor allem war es der Adel, der, um die Wiedererlangung seiner Vorrechte zu erreichen, als erbittertster und fortschrittsfeindlichster

Gegner im Verein mit den Regierungsorganen die Bestrebungen demokratisch-liberaler Kreise aufs schärfste bekämpfte, und unter dem Schutze der Heiligen Allianz alle Errungenschaften, die unter dem Stein'schen und Hardenberg'schen Reformwerk durchgeführt waren, zu sabotieren und beseitigen eifrig am Werk war.

Die Adligen schlossen sich zu Organisationen und Verbindungen zusammen, einzig zu dem Zweck, sich die alten Besitzrechte und den politischen Einfluß, der ihnen nach ihrer Meinung zustand, zu sichern. Der Assoziationsgedanke wurde aber im Adel nur deshalb so lebendig und so forciert, um für den Kampf um seine Existenz besser vorbereitet zu sein und vor allem den Regulierungsversuchen am Grundbesitz gegenüber eine geschlossene Front bilden zu können. Ähnlich wie der preußische Adelsverein „Die Kette" hatte auch die schlesische Adelsunion ihr Programm aufgestellt und, wie Kampfmeyer [1]) mitteilt, folgende Grundsätze als Zweck der Union formuliert: „die Wiedererwerbung der Rechte und des Besitzes des deutschen Adels, die nur einer von krankhaften Staatstheorien erfüllten Periode unterlagen". Um das aber zu erreichen, wurde gefordert „die öffentliche Meinung an das bestimmte Hervortreten des Adels an die Spitze der Nation zu gewöhnen, da, wenn erst die Macht der Meinung und der Sitte gewonnen sei, dann sicher auch die Macht der Gesetze entgegenkommend die Hand bieten würde".

Aber die „Macht der Gesetze" sorgte mehr dafür, den Bauern ihre Lage zu erleichtern und zu verbessern. So hatte die preußische Regierung schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ihre Domänenpächter zu freien Eigentümern gemacht, und durch die sogenannte Regulierungsgesetzgebung sollten auch die Besitzverhältnisse und Eigentumsrechte der nicht unter staatlicher Aufsicht stehenden Bauern geordnet werden. Die Regelung vom 14. Februar 1808 hätte aber leicht zu den nachteiligsten Folgen für die Bauern geführt, wenn damals der Adel größere Gelder zur Verfügung gehabt hätte. Denn in dieser Gesetzgebung erhielten die Gutsbesitzer noch so viel Recht und Freiheit in der Umorganisation der Agrarverhältnisse, daß die in der Reform beabsichtigten Wohltaten sich beinahe in Plagen wandelten. Denn der Adel hatte jederzeit die Möglichkeit, alle durch die Bauernschutzgesetze neu entstandenen kleinen Güter einzuziehen, wenn er die Bauern dafür entschädigte und hatte das Recht „Bauernland in adliges Vorwerk zu verwandeln, wenn er an anderer Stelle ein gleich großes Bauerngut schuf und einen Besitzer dafür nachwies" (Kampfmeyer). Daß all diese Verordnungen und Gesetze nicht so durchgeführt wurden, wie der Adel es gern gesehen hätte, lag, wie eben schon erwähnt wurde, an dem mangelnden Kapital der Großgrundbesitzer. Ein neues Regulierungsgesetz

[1]) Paul Kampfmeyer: Geschichte der modernen Gesellschaftsklassen in Deutschland, 3. Aufl. Berlin 1921, S. 207.

vom 14. September 1811 sah dann die Verwandlung aller Bauern in freie Eigentümer vor. Doch fand der Adel Mittel und Wege, dieses Gesetz fast unwirksam zu machen und besonders in der Restaurationszeit setzte er alle Hebel in Bewegung, um diese Begrenzung seiner wirtschaftlichen und damit auch seiner politischen Macht wieder aufzuheben.

Der Kampf um die Macht spielte sich für den Adel also auf einer Ebene ab, die weitab lag von dem Niveau, auf dem sich noch die Auseinandersetzung des Adels mit der Zeit während der Romantik erging. Man spürt in den geistigen und politischen Kämpfen nach den Befreiungskriegen beim Adel nichts davon, daß er gelernt hätte aus der französischen Revolution, aus den napoleonischen Kriegen, man spürt nicht, daß die Philosophie des Idealismus, die Blütezeit der Klassik irgendwelche neuen Daseinserkenntnisse bei ihm gezeitigt hätte, oder daß das Bewußtwerden der völkischen Vergangenheit und Zusammenhänge durch die Romantik seinen Einfluß hätte deutlich werden lassen. Nicht mehr die Verwirklichung all der Wünsche und Hoffnungen, die am Beginn des neuen Jahrhunderts das Volk und die Gesellschaft bewegten, wollte der Adel, es ging ihm ausschließlich um materielle Dinge, um die unumschränkte Wiedererlangung alter Vorrechte der Geburt und des Besitzes, um die Restauration des „ancien régime", in dem der Adel seine große, äußerliche Glanzrolle gespielt hatte. Diese Absichten zu verwirklichen, schien lange Zeit dem Adel ein Leichtes zu sein. Denn das Bürgertum, durch eigene Passivität und polizeiliche Maßnahmen in politischer Indifferenz und Untätigkeit gehalten, legte diesen Bestrebungen kaum ein Hindernis in den Weg, die Regierungen aber unterstützten den Adel indirekt, da sie ihn brauchten zur Reorganisation der staatlichen Ordnungen.

Die Wenigen, die unter dem Zustand dieser Verhältnisse litten, die ein leidenschaftliches Wollen um eine Besserung der politischen und kulturellen Dinge erfüllte, verfielen in tristen Pessimismus, in hoffnungslosen Weltschmerz Byronischer Prägung. Das Feuer, das in diesen Menschen brannte, schlug nicht zu Flammen auf, nur in dumpfer Glut schwelte es unter der Oberfläche, riß nicht zu großer, befreiender Tat hin. Als „Zerrissene" fühlten sich die Jungen dieser Jahre, als unselige, hilflose Epigonen, deren Stimmung und seelischer Verfassung Karl Immermann in seinen „Epigonen" Gestalt und Form gibt.

Da trat im Jahre 1830 ein Ereignis ein, das in seiner Auswirkung auf ganz Europa übergriff, und auch in Deutschland eine plötzliche Klärung der politischen und sozialen Verhältnisse bedingte: es war die Julirevolution in Frankreich. Der Schlag, der die Restauration des französischen Royalismus so traf, daß dieser sich nicht mehr erholen konnte, brachte auch in Deutschland in die scheinbar wieder festgefügte Ordnung Unruhe und Bewegung.

Große politische Folgen der Julirevolution wurden in Deutschland durch die Regierungsgewalten noch einmal unterdrückt, nur einige Unruhen und kleine Revolten (Hambacher Fest 1832, Sturm auf die Frankfurter Hauptwache), ereigneten sich.

Desto stärker waren die Nachwirkungen, die das geistige Niveau der dreißiger Jahre beeinflußten, das Bürgertum aus seinem Biedermeierschlaf erweckten, und trotz, oder vielleicht wegen der Reaktion der Metternichschen Regierungsgewalten, einen neuen Begriff der Öffentlichkeit, eine neuempfundene Wirklichkeit entstehen ließen; nach den Jahren der geistigen und politischen Dumpfheit und Verstaubung schien ein stärkeres Bewußtwerden der Lebenskräfte und des Lebenssinns, ein neuer Daseinszweck und Daseinsinhalt zu entstehen. Wienbarg[2]) gab diesem veränderten Lebensgefühl, dem neuen „Zeitgeist" Ausdruck: „Sie (die Gegenwart) trägt noch die Larve der alten Zeit . . . und das Leben, das sich im Innern entfaltet, ist nur noch ein hüpfender Punkt, ist noch gemischt aus Seufzern der Hoffnung und Seufzern des Schmerzes. Aber es ist ein neues Leben, so gewiß und wahrhaftig, als das alte tot ist und nur noch mit gespenstischer Hülle das junge drückt, verschließt und beängstigt . . . Vergebens aber schmückt sich die alte Zeit mit Hoffnungen, die Totenfarbe schimmert hindurch; vergebens sucht sie sich an das junge Leben anzuklammern, jeder Pulsschlag drängt sie weiter zurück".

Und dies junge Leben bemächtigt sich auch der Literatur, ja die Literatur war der eigentliche Träger der neuen Bewegung, die sich besonders im Liberalismus stark bemerkbar machte. Die Schriftsteller wurden auf einmal zu Streitern und Kämpfern für die Gegenwart, nicht mehr rein aesthetische Empfindungen, nicht mehr subjektive künstlerische Erlebnisse gaben den Antrieb zu dichterischem Schaffen, sondern die Zeit mit ihren Gärungen und Umbildungen fand Ausdruck im literarischen Schaffen.

Mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgt die junge Generation der Schriftsteller die Ereignisse der Politik, sie fühlt sich der Gegenwart und dem Volk aufs stärkste verbunden, sie will Anwalt dieses Volkes sein, seine Wünsche und Hoffnungen in ihren Werken vertreten, zu ihrer eigenen Sache machen und für sie kämpfen. „Die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit . . . ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens . . . , die Dichter und aesthetischen Prosaisten stehen nicht mehr wie vormals allein im Dienst der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie verbündet"[3]). Wienbarg fordert von den Schriftstellern

[2]) Ludolf Wienbarg: Aesthetische Feldzüge. Hamburg 1834, S. 115 ff.

[3]) Wienbarg: a. a. O. S. 258. Wienbarg hat seine „Aesthetischen Feldzüge", die er 1833 an der Kieler Universität als Vorlesungen hielt, dem

ein unbedingtes Bekennen, einen klaren Standpunkt den Ereignissen der Zeit gegenüber. Er verlangt sogar ein so eindeutiges Bekenntnis für das junge Deutschland, daß Zweifel über die Gesinnung des Autors garnicht mehr möglich sind, auch der Deckmantel einer allgemeinen Liberalität genügt ihm nicht, um die innere Zugehörigkeit eines Schriftstellers zur jungen Generation und ihren Anschauungen zu erweisen: „Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüstet sind jetzt die meisten Schriftsteller, die für das alte Deutschland schreiben, sei es für das adlige, oder für das gelehrte, oder für das philiströse alte Deutschland, aus welchen drei Bestandteilen dasselbe bekanntlich zusammengesetzt ist. Wer aber dem jungen Deutschland schreibt, der erklärt, daß er jenen altdeutschen Adel nicht anerkennt, daß er jene altdeutsche tote Gelehrsamkeit in die Grabgewölbe ägyptischer Pyramiden verwünscht, und daß er allem altdeutschen Philisterium den Krieg erklärt und dasselbe bis unter den Zipfel der wohlbekannten Nachtmütze unerbittlich zu verfolgen Willens ist“ [4]).

Aus dieser Einstellung heraus erwuchs ein ganz neuer Begriff der Literatur. Sie war nicht mehr eine Angelegenheit nur der Dichter und Schriftsteller, sie wurde eine Sache der Öffentlichkeit. „Das Murren, das damals vor sechzehn bis zwanzig Jahren in den Gemütern nicht ausblieb, wenn es auch nicht vernehmlich wurde, zog bekanntlich in die Kunst und Literatur über und grollte sich auf diesem Bereich gründlichst in jenen Schöpfungen aus, die man Tendenzliteratur nennt“ schreibt Gutzkow 1852 in der Vorrede zur neuen Ausgabe seiner „Wally“.

Diese neue Generation von Schriftstellern trat heraus aus der klassischen Ruhe, aus dem romantischen Subjektivismus, die Tendenz ihrer literarischen Tätigkeit ging auf die großen bewegenden Mächte der Zeit und des Lebens. Man kämpfte für die Zeit und das Leben, für ihre unbedingte Anerkennung, so wie sie waren, und suchte beides künstlerisch zu gestalten. Und da politische und soziolo-

---

„jungen Deutschland“ gewidmet. In der literarhistorischen Forschung galt er daher immer als der Namengeber für die Dichtergruppe „Junges Deutschland“, dessen Schriften bekanntlich vom Bundestag am 10. Dezember 1835 verboten wurden. Nun weist aber Heinrich Hubert Houben in seinen „Gutzkow-Funden“ (Berlin 1901 S. 34 ff.) nach, daß Gutzkow schon in einem Brief vom 21. März 1834 an Wolfgang Menzel den Ausdruck „Junges Deutschland“ gebraucht, während Wienbargs Buch erst im April 1834 erschienen ist. Ebenso bemerkt Hans Friedrich in seiner Dissertation „Die religionsphilosophischen, soziologischen und politischen Elemente in den Prosadichtungen des jungen Deutschland“ (Leipzig 1907, S. 17), daß nicht Wienbarg, sondern Gutzkow der Erfinder des Namens dieser Dichtergruppe ist. Wenn die Urheberschaft des Namens auch nicht wesentlich ist und für die Sache an sich keine weitere Bedeutung hat, so ist sie doch literarhistorisch interessant.

[4]) Wienbarg: a. u. a. S. V.

gische Dinge im Vordergrund des öffentlichen Lebens standen, so gaben diese beiden Elemente naturgemäß auch die stärker wirksamen Antriebe auf die Literatur. Man will die Zustände und Ereignisse der Umwelt, die ständischen und gesellschaftlichen Bindungen, die politischen Begebenheiten darstellen, und an ihnen und durch sie zugleich eine Kritik der Zeit üben, wie sie seit dem „Sturm und Drang" zum ersten Mal wieder in solch vehementer Form zu Tage tritt, eine Kritik, deren Grundton soziale Empörung ist. Man empfindet jetzt viel stärker und deutlicher „die zur Prosa gewordene Wirklichkeit", aber man nimmt sie nicht mehr als gegeben hin, sondern versucht sie in einer bestimmten Stellung für oder gegen sie bewußter zu erleben, sie zu gestalten.

Zunächst allerdings herrscht der Wille zur Klarheit den Dingen und Schwierigkeiten des Lebens gegenüber, die Lust zur Kritik am Dasein in seiner Zeitbedingtheit noch vor; die neuen Schriftsteller mit ihrer Tendenz zum Realismus empfinden nicht so sehr die kosmischen Zusammenhänge, die Urwelt des Epischen. Man sieht nur die Unzulänglichkeit und Notwendigkeit des Verbesserns aller Erscheinungen. Das bedingt naturgemäß auch die Form und den Inhalt des epischen Schaffens dieser Zeit: „die neue Prosa ist von der einen Seite vulgärer geworden, sie verrät ihren Ursprung aus, ihre Gemeinschaft mit dem Leben, von der andern Seite aber kühner, schärfer, neuer an Wendungen, sie verrät ihren kriegerischen Charakter, ihren Kampf mit der Wirklichkeit . . ." [5]).

So haftet diesen Romanen das Kämpferische, Tendenziöse an, und jedes Problem, das die Zeit bewegt, wird aufgegriffen und programmatisch, kaum aber künstlerisch gestaltet, in den Romanen verarbeitet. Denn die Jungdeutschen gestalten das Leben noch nicht, sie versuchen es nur zu formen, sehen nur die äußeren Erscheinungen. So bleiben sie noch im Konstruktiven und Formalen stecken. Die Zwiespältigkeit und Zerrissenheit ihrer Empfindungen und Anschauungen läßt ein künstlerisches Gestalten garnicht möglich werden. Und so hat es seine Berechtigung, wenn sowohl Theobald Ziegler als auch Herbert Cysarz von den „Leitartikel"-Romanen [6]) der Jungdeutschen reden. Denn im Grunde genommen sind sie die Werke von Tagesschriftstellern und nur auf den Tag berechnet. Sie sollen wirken, die Autoren wollen nicht gestalten; sie können es auch nicht, da das Leben erst erlebt und erlitten sein muß, bevor es geformt werden kann. So wird denn in ihren Romanen, die als Kunstform schon überall die Flüchtigkeit der Arbeit und ihre Ungeformtheit zeigen, kritisiert und diskutiert, analysiert und philosophiert; es werden

---

[5]) Wienbarg: a. a. O. S. 229.

[6]) Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömungen d. 19. Jahrh. 1899, S. 185.
Cysarz: a. a. O. S. 160.

Abhandlungen über das Leben und die Zeit geschrieben, über deren Probleme. Und der Probleme sind gar viele in den jungdeutschen Romanen: politische, soziale, ethische, ökonomische und merkantilistische Dinge, sozial-ethische und soziologische Fragen werden behandelt. „Schon ist die Jugend neu, schon ist die Atmosphäre erfüllt mit jungen Ideen, schon zappelts Millionen in Händen und Füßen, modern zu handeln. Fünfzehn Romane, und Millionen sind auf den Weg gebracht! Wer schreibt sie?!" So ruft Heinrich Laube in der „Zeitung für die elegante Welt" (Leipzig 1833 Nr. 100) „zu den Waffen!" So leicht glauben die Jungdeutschen die Probleme ihrer Zeit lösen zu können, daß ein paar aktuelle Romane, rasch konzipiert und hingeworfen, genügen, um das Gesicht der Zeit verändern zu können, ihm Züge einzuzeichnen, wie sie ihnen sympathisch sind. Nach dem Programm, das ihnen Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen" gab, packen sie denn auch jegliches Ding und jede Frage des öffentlichen Lebens ihrer Zeit an, sie vertreten das Recht eines freien Individualismus, sie fordern die Anerkennung des sinnlichen Sich-Auslebens des Individuums, die Rechte des Weibes („Emanzipation des Fleisches"), sie kämpfen vom Standpunkt des Naturrechts und des Natürlichen gegen Zwang und Konvention, und verlangen einen Staatsaufbau nach diesen Prinzipien. „Der Staat ist des Einzelnen wegen da". (Laube: Das junge Europa Bd. I S. 20). So wird diese Literatur ein neuer Ausdruck der Öffentlichkeit.

Unter all diesen vielen Problemen wird natürlich auch das aufgegriffen und behandelt, das damals an die Grundfragen der Gesellschaftsordnung rührte und alle Kreise der Gesellschaft in gleich starker Weise lebhaft beschäftigte: das Adelsproblem.

Aber auch hier wird nicht gestaltet, wird nur geredet. Es gibt auch in der jungdeutschen Epoche keinen eigentlichen Adelsroman. Immer wieder, in den verschiedensten Werken der Jungdeutschen, wird das Problem kurz gestreift, zumeist in rein theoretisierender Art, in einer Art eben von Leitartikeln, die in den ganzen Wust anderer Dinge verarbeitet sind:

„Der Adel, wo er sich in heutiger Zeit noch als solcher fühlt, muß sich gewissermaßen zu rächen suchen an seinem von allen Seiten über ihn hereinbrechenden Untergang und die Geltung seiner Macht mit verdoppelter Macht zur Schau tragen". Diese Sätze von Theodor Mundt[7]) sind typisch für die Behandlung solcher Probleme bei den Jungdeutschen. Die Dinge werden sachlich, theoretisch formuliert, der Anstoß ist dem Publikum gegeben. Das genügt vollkommen. „Das Urteil und die Meinung ist an die Stelle der Kunst getreten"[8]).

---

[7]) „Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers". 1834.

[8]) Gutzkow: „Phönix", Frankfurter Literaturblatt, 1835, Nr. 1.

Nirgendwo in den jungdeutschen Romanen ist das Adelsproblem aus den Begebenheiten und Zuständen heraus entwickelt und deutlich gemacht. Und wie auch all die andern Probleme wirr übersteigert werden, so auch die Fragen und Kämpfe um Vorrechte der Feudalgeburt, um herrschaftlichen Besitz und gesellschaftliche Macht. Bei aller scharfen gedanklichen Ablehnung der Aristokratie bleibt aber eine Vorliebe der Jungdeutschen für adlige Helden, denen fast immer die stille Liebe der Verfasser gehört, und die meist ein Schimmer von Geheimnis und menschlich-höherer Besonderheit umgibt.

Auch Heinrich Laube kommt von dieser heimlichen Neigung für hochgeborene Damen und Herren der Gesellschaft in seinem dreibändigen Werk „Das junge Europa“ (1. Teil „Die Poeten“ 1833; 2. Teil „Die Krieger“ 1834; 3. Teil „Die Bürger“ 1838) nicht los. Auch in diesem für unsere Betrachtung wichtigsten Werk der jungdeutschen Epoche zeigt sich die eigentümliche Diskrepanz zwischen der Theorie der Adelsablehnung und der freundlichen, ja fast liebevollen Darstellung der Adligen selbst. Der Adel ist diesen Büchern fast nur eine dekorative Folie, die Gelegenheit gibt, den großartigen, leichten Lebensstil dieses Standes zu zeigen. „In unserem Zeitalter der großen Standesunterschiede wächst mit einem großen Teil niedriger Geborenen ein verborgener irdischer Himmel auf, in welchem die höheren Stände sich bewegen, nach welchem der Geist strebt, ohne es zu wissen. . . . Diese Illusion völlig verwischen, hieße die platte Prosa ins Leben einführen, und die edleren Demokraten wollen wohl nicht alle Unterschiede aufheben, sondern sie mildern. Denn sie glauben an ein zukünftiges Äußerstes der menschlichen Zivilisation“ [9]). Doch ist trotz dieser gefühlsmäßig positiven Stellung zum Adel die Grundtendenz der politischen Haltung des Romans durchaus antiaristokratisch. Im ersten Teil „Die Poeten“ äußert sich das allerdings meist nur in aesthetischem Teegeschwätz auf dem Gut Grünschloß des Grafen Topf, eines liberal gesinnten Aristokraten, wo eine Schar revolutionär angehauchter Poeten weilt, als frohe Nichtstuer in den Tag hineinleben und sämtliche Probleme ihrer Zeit, vornehmlich die Fragen der Liebe, Ehe, Treue und Untreue, diskutieren. Bei solchen Tischunterhaltungen, die nur Laubes Ansichten über diese Probleme mitteilen, wird die Stellung der Jungdeutschen zum Adelsproblem eindeutig dargelegt. „Der Adel als Begriff und Masse ist wirklich in heutiger Zeit ein Indianerstamm, dessen Farbe europäisch geworden, dessen Charakter aber wild geblieben. Die späteren Historiker werden unsren Adel als naturhistorische Merkwürdigkeit aufführen“ [10]). Zu mehr als solchen und manchmal noch schärferen Sätzen kommt es nicht; das Problem wird nicht gestaltet, nicht episch erfaßt. An einer Stelle (Bd. 6 S. 107 ff.) wird der Ver-

[9]) „Die Krieger“ in Laubes ges. Schriften. Wien 1876, Bd. 6, S. 27.

[10]) Laube, ges. Schriften, Bd. 6: „Die Poeten“, S. 73.

such einer historischen Entwicklung des Adels gegeben, von dem Zeitpunkt an, wo er ein integrierender Teil des Staatslebens war, über den allmählich immer mehr zurücktretenden Einfluß der Aristokratie, vor allem durch die immer stärker hervortretende Macht des Geldes, das sich im Laufe der Jahrhunderte überwiegend in bürgerlichem Besitz ansammelte, bis zu der Zeit, wo auch der Grundbesitz des Adels begann, sich aufzulösen und zum Teil ebenfalls in bürgerliche Hände überging, zu der Zeit also, in der „Das junge Europa" entstand. Diese Entwicklungsdarstellung wird nicht in episch-plastischer Form, sondern als Unterhaltung gegeben, die außerdem noch in einem Brief mitgeteilt wird. Geführt wird das Gespräch zwischen den jungen Gästen des Grafen Topf, die in der Mehrzahl Adlige sind, die aber fast alle den neuen Ideen, wie sie durch die Julirevolution wieder akut wurden, huldigen; sie selbst verlangen, daß das Bürgertum sich nicht mehr den Sieg der Bildung und des Geistes nehmen lassen dürfe. Das Schwanken zwischen intellektuellem Ablehnen des Adels und dem gefühlsmäßigen Anerkennen wenigstens der Lebensart des Adels, wie wir es schon bedeutet haben, wird aber wieder deutlich; es wird zwar die Geld-Aristokratie als Nachfolgerin der Erb-Aristokratie auch als Gefahr empfunden, aber man begrüßt trotzdem den Sturz des „Erb-Aristokratismus", denn der macht den Weg frei für die Entwicklung der Menschheit: (S. 109) „Die nächste Morgenröte kann mir das Geld, einige Jahre können mir die Gelehrsamkeit, das Wissen bringen, — keine Ewigkeit, kein Gott kann mir eine Vergangenheit, lächerliche Ahnen geben, wie sie der Adel verlangt. Und darin liegt das Fundament zukünftiger Zeit, die vielleicht jetzt in Frankreich beginnt. Alle Wege müssen offen sein zu Allem — nicht unbedingte Gleichheit, aber unbedingt gleiche Befugnis zu Allem, das ist die Losung des neuen Jahrhunderts". Aber es ist dann doch wieder eine stille Bewunderung in den Worten: (S. 109) „Er (der Adel) lebt geflügelter, freier, weil er sich hochgestellt glaubt, seine Geschäfte sind ihm Nebensache, der Genuß des Lebens aber Hauptsache. Er weiß mehr zu genießen, weil er mehr sucht. Die Mühen der Jahrhunderte, durch welche wir bis hierher gekommen sind, lasten noch lähmend auf unseren Schwingen. Der Adel hat keine Mühen gekannt, darum ist sein Wesen leichter, darum verfällt er nicht in den Irrtum, das Geschäft für den Zweck anzusehen, wie es z. B. unser Kaufmann tut. Der Adel lebt leichter, weil er von Jugend auf sorglos ist".

In dem zweiten Teil des Romans, „Die Krieger", der in Polen während des Versuches der Befreiung von der Russenherrschaft und der Errichtung eines autonomen polnischen Staates sich abspielt, an dem Valerius aus Freiheitsbegeisterung teilnimmt, ist schon ein stärkeres Formkönnen deutlich, er hat nicht mehr die Zerrissenheit der Komposition wie der erste Teil „Die Poeten". Es ist hier schon eine Art episches Erfassen zu spüren, das sich in einem plastischeren

Gestalten der Zustände und Ereignisse offenbart. Auch der Adel, in diesem Fall die polnische Aristokratie, wird lebendiger geschildert, ihre Einstellung, zuerst adlig, dann polnisch zu sein, treffend charakterisiert, ohne daß man den Eindruck des Theoretisierens hätte. Aber auch hier ist das Adelsproblem nicht Kernpunkt und Hauptsache, sondern das allgemeine Freiheitsgefühl, das hier sogar übernational und international wird, bestimmt das Grundthema des Romans. Und eben diese noch etwas romantisch-phantastische Freiheitsschwärmerei wird im Konflikt mit der nahen Umwelt erschüttert und ernüchtert. Die Resignation setzt ein, die sich dann im dritten Teil „Die Bürger" zur vorherrschenden Grundstimmung entwickelt. „Das Studium der Weltgeschichte ist unser trauriger Trost; jede neue Epoche findet eine neue Stellung zu ihr, eine neue Erklärung derselben, und doch halten wir uns immer an diesen einzigen Trost, weil wir uns immer erst beschwichtigt glauben, wenn die Dinge auf ein Gesetz geführt sind". (VII, 153). Das polnische Abenteuer Valers ist mit der Niederlage der Polen ebenfalls zu Ende; die Einsicht in die Unmöglichkeit des Beginnens, in die Entwicklung historischen Geschehens als Einzelner eingreifen zu wollen, wird ihm bewußt: „Wer sich töricht unterfängt, in Schnelligkeit die Weltgeschichte meistern und ändern zu wollen, wie wir in den letzten Jahren als eine Kleinigkeit versuchten, der beklage sich nicht, wenn er zugrunde geht. Handle, wer sich berufen fühlt, aber keiner wage ins Einzelne vorauszubestimmen, was werden soll; wir kennen die Welt nur einen Schritt weit. Ich will in meine Heimat gehen, mir eine Hütte bauen, das Weite auch ferner betrachten, aber nur fürs Nächste wirken". (VII, 154). Dieser müde Wunsch verwirklicht sich dann in den „Bürgern", wieder in Briefform verfaßt, in denen Valer in stiller Zurückgezogenheit und in vom Leben enttäuschter Stimmung ein geruhsames bürgerliches Dasein führt. Noch einmal werden auch in diesem Schlußteil des „Jungen Europa" alle Probleme gestreift, die den Menschen jener Zeit Erregung und Unruhe brachten, aber wieder ist auch hier alles an der Oberfläche geblieben, das sozial-politische Programm der Jungdeutschen nur zur Literatur verwertet, die ständische Frage mit Allgemeinheiten und Gemeinplätzen behandelt.

„Das junge Europa" erweist sich so in allem als typischer Zeitroman. Die zeitbewegenden Dinge werden beredet, nicht gestaltet. Der Zeitgeist, der in diesen Jahren in allen Köpfen spukt, ist in Erscheinung und in Gegensatz zum Volksgeist getreten, der gerade die Romantik als Grundstimmung bewegt hat. Die Literatur ist jetzt zum politischen Kampfmittel geworden. Die Romane — der Roman überwiegt in dieser Zeit alles andere literarische Schaffen, weil ja nur in ihm all die kulturellen, geistesgeschichtlichen und politisch-soziologischen Auseinandersetzungen ihren Ausdruck finden können — geben nur eine Anklage überlebter Gesellschaftsformen,

veralteter sozialer Normen und Zustände. In der Darstellung der Gegensätze werden keine typischen Merkmale allgemeinmenschlicher Lebensformen sichtbar, es offenbart sich nicht der organische Zusammenhang des Lebens und seiner Erscheinungen. Über die zeitliche und stoffliche Gebundenheit hinaus wird keine zeitlose Totalität deutlich. Laube selbst hat diese Erkenntnis klar formuliert, wie ja das bittere und hoffnungslose Erkennen ein Merkmal der Jungdeutschen ist. An Hegel geschult, wird ihnen alles zum Begriff; das unmittelbare, naturhafte und naturnahe Erleben der Dinge ist ihnen versagt. Laube gesteht im „Jungen Europa" (Bd. 7 S. 77): „Sie haben Recht, die Verfolger dieser neuerungslustigen Jugend, wenn sie uns Oberflächlichkeit vorwerfen, wenn sie sagen; es sind junge, unreife Leute voll Drang nach neuen Dingen, weil sie zu ungeschickt, zu träg, zu stolz sind, sich mit allen Kräften der alten zu bemeistern. Es ist ihnen zu langweilig, die bisherigen Zustände bis in ihr tiefes historisches Leben zu ergründen; die beliebten historischen Redensarten, die sie sich angeeignet, geben ihnen die Überzeugung tiefer geschichtlicher Einsicht. Die eigene innere Unlust, Dinge gründlich erschöpfend zu studieren, stachelt sie, Alles, was da ist, abgelebt, veraltet, unvollkommen zu nennen . . . Diese Stegreifritter des Wissens, des Herzens und schneller Hände, diese bilden die sogenannte revolutionäre Jugend".

In dieser Selbstcharakterisierung der jungdeutschen Generation ist viel typische Resignation enthalten. Am Anfang ein jähes Aufflammen, stürmisches Fordern, das die Welt aus den Angeln heben soll; nachdem sich ernste und schwere Widerstände zeigten, da erwies sich, daß diese junge Generation nicht im festen Grund einer allgemeinen Ordnung wurzelte und des naturhaft-organischen Zusammenhangs mit Staat und Gesellschaft entbehrte; sie negierte Formen und Einrichtungen sozialer Zustände nur aus intellektueller Einsicht. Und so scheiterte sie, da die äußeren Umstände sich stärker erweisen, als ihr eigenes Wollen. Sie wollte das Unbedingte; frei von Gesetz und Sitte glaubte sie das Leben aufbauen zu können. Desto größer war die Enttäuschung, die sich allmählich in allen ihren Schriften spürbar machte. Die Politik der Jungdeutschen — und ihr literarisches Schaffen war letzten Endes nichts als ein politisches Wollen — hat eine Niederlage erlitten; und da sie menschlich dem noch nichts entgegenzusetzen hatten, da sie das Leben formen und gestalten wollten, ehe sie es erlebt hatten, so kam eben der Leerlauf, der in müde Resignation endete.

Aber so wenig das Schaffen der Jungdeutschen über politisch-soziale Bekenntnisse und Kämpfe hinausgekommen ist, so wenig durch sie die Totalität eines Zustandes gesellschaftlicher Art zur Darstellung gelangt ist, so wichtig ist ihre Stellung innerhalb der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Durch das Junge Deutschland

erst wurde das neue Lebensgefühl geweckt, wurde die Dichtung und Literatur aus der oft weltfernen Haltung klassischer und romantischer Zeiten zurückgeführt in einen unmittelbaren Zusammenhang des öffentlichen Lebens, es wurden durch die Jungdeutschen Dichtung und Wirklichkeit, Literatur und Leben, Kunst und Staat erst in ein richtigeres und naturgemäßeres Verhältnis zueinander gebracht. Es hat eine gewisse Tragik, daß dieser Schriftstellergeneration, die einen so festen, reinen und zuversichtlichen Glauben an die Menschheit hatte und sich zutraute, die Menschen einer herrlichen großen Frühlingszeit entgegenzuführen, daß dieses junge Deutschland, das die Literatur über sich selbst hinausführen wollte, doch nur in der Literatur stecken blieb; sie, die die Romantik in ihrer aesthetischen Selbstgenügsamkeit bekämpften, die spürten, daß das Volk von noch anderen als nur künstlerischen Dingen erregt und bewegt wird, waren doch nur die Epigonen der Romantik, unter deren unmittelbarem Einfluß sie noch aufgewachsen waren, es fehlte ihnen die Kraft, über sich selbst und die vielen Hemmungen der Umwelt aus lauter Reflexion hinauszukommen. Aber mit den Jungdeutschen ist ein neuer Begriff der Wirklichkeit entstanden, ein Lebensgefühl, das mit zunehmender Bewußtheit das 19. Jahrhundert entscheidend beherrscht, ohne das die späteren Epochen der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts nicht denkbar wären.

Als Wolfgang Menzel, der anfängliche Bundesgenosse und spätere erbitterte Feind der Jungdeutschen, am 29. Juni 1836 in Nr. 66 des Stuttgarter Literaturblattes das Ende des „Jungen Deutschland" ankündigte, da war schon an Ostern 1836 ein Roman erschienen, der die ganze Zeit von den Befreiungskriegen bis zur Julirevolution episch erfaßt und gestaltet hat: „Die Epigonen" von Karl Leberecht Immermann.

Immermann gibt hier zum ersten Mal wieder seit Goethes „Wilhelm Meister" ein Weltbild von starker Universalität und Totalität. Auch er litt unter seiner Zeit, tiefer und schmerzlicher als die Jungdeutschen, aber er blieb nicht in diesem Gefühl befangen, er ließ es nicht zum Ressentiment werden, sondern ordnete es in seine Weltanschauung ein und formte es. Weil er nicht nur die äußeren Erscheinungen des Lebens sah, weil er eindrang in das Leben selbst, wurden ihm die Zusammenhänge klar und deutlich, und aus dem Leben heraus, aus den Begebenheiten und Zuständen erwuchs ihm ein Typisches und Überzeitliches. „Mit diesem Streben, im Kunstwerk die Totalität der Lebenseindrücke, der Beobachtungen, Erfahrungen, der Bildung und Weltanschauung als Bekenntnis und Gestaltung zu fassen und zu formen und dadurch der Dichtung das Gepräge der Gesetzmäßigkeit zu geben, ... ist er unbewußt der Grundkonzeption Goethes gefolgt" [11]).

---

[11]) H. Bieber: Der Kampf um die Tradition, S. 173.

Das Grundgefühl der „Epigonen“ ist noch tiefer Pessimismus, der oft auch in bittere Ironie umschlägt, aber Immermann weiß, daß es kein Zurück mehr gibt, daß nur die Gegenwart und die Wirklichkeit ihr Recht haben. „Wir müssen durch das Romantische, welches der Ausdruck eines objektiv Geistigen sein sollte, aber nicht ward, weil seine Muster und Themen ganz anderen Zeitlagen angehörten, hindurch in das realistisch-pragmatische Element. An diesem kann sich, wenn die Musen günstig sein werden, eine Kunst der deutschen Poesie entwickeln. Es ist ein großes Verdienst, welches sich einige Schriftsteller der jüngsten Gegenwart erworben haben, daß sie auf dieses Element zuerst hinwiesen, sich selbst in ihm hervorbringend versuchten“ [12]).

Immermann begnügt sich jedoch nicht nur mit dieser Erkenntnis und der Ablehnung vergangener Zeiten, er kämpft auch nicht mit dem gläubigen Optimismus der Jungdeutschen um das bloße Nur-Formale, er sucht wesentlich einzudringen in die Zeit und dann ein Neues, Allgemeines zu finden. So wird er stärker und größer zum Verkünder eines neuen Lebens- und Weltgefühls, als jene „Schriftsteller der jüngsten Gegenwart“, die das Leben nur in seinen äußeren Erscheinungen tendenziös umzuformen versuchten, weil bei ihm das Leben und die Welt selbst die gestaltete Mitte werden, nicht nur die Menschen. Stärker spürbar ist das allerdings im „Münchhausen“.

In seinem ersten Roman findet Immermann noch nicht ganz die Kraft und Haltung, den düstern Pessimismus zu überwinden, der ihn aus dieser Ausgangs- und Übergangszeit heraus befällt. Die Grundstimmung ist hier noch gedrückt und leidend unter der Unzulänglichkeit des Daseins und der Hoffnungslosigkeit der Zustände. „Wir armen Menschen! Wir Frühgereiften! Wir haben keine Knospen mehr, keine Blüten; mit dem Schnee auf dem Haupte werden wir schon geboren. Wahrlich, unser Los ist ein recht lächerlicher Jammer! Daß man heutzutage so früh gescheit wird, gescheit werden muß, daß es gar nicht möglich ist, die törichten Streiche bis in die Dreißig mit hinüberzunehmen! O, gäbe mir ein Gott die glückliche Dunkelheit, die hoffnungsreiche Nacht, statt des kalten Lichts, welches Verstand und Erfahrung uns Spätlingen unwiderstehlich anzünden“. (III, 19).

Doch selbst aus solcher Stimmung heraus werden die „Epigonen“ zum Zeitroman, da sie aus einer organischen Verbundenheit von Ich und Welt entstehen. Es offenbart sich in diesem Roman ein Weltgefühl, das den Dichter nicht aus der Gemeinschaft seines Volkes heraustreten, ihn nicht nur subjektiv empfindendes Individuum sein läßt; als Teil des Ganzen hat er die Totalität, der er angehört,

[12]) Immermann: Memorabilien in I's Werke, hrsg. v. H. Mayne, Bd. 5 S. 379/80. Die Zitate aus den „Epigonen“ sind alle den Bänden 3 u. 4 der Mayncschen Ausgabe entnommen.

objektiviert und gestaltet. So werden bei ihm die Dinge in ihrer Beziehung zu den Menschen und umgekehrt lebendig. Hegels Analyse vom Wesen des Epischen [13]) ist hier erfüllt: „Die gesamte Weltanschauung und Objektivität eines Volksgeistes, in ihrer sich objektivierenden Gestalt als wirkliches Begebnis vorübergeführt, macht den Inhalt und die Form des eigentlichen Epischen aus."

„Die „Epigonen", so wenig mehr sie den Gesamtzustand einer großen, organischen Volksgemeinschaft und Allgemeinheit zur Voraussetzung haben, um ein reines Epos im ursprünglichsten Sinn sein zu können, so sehr sie durch eine „bereits zur Prosa gewordene Wirklichkeit" (Hegel: a. a. O. S. 395) bedingt sind, zeigen dennoch, daß sie auch als Roman, als „moderne bürgerliche Epopoe" (Hegel), bei aller in sich notwendigen Einengung und Beschränkung des Weltgeschehens noch in der Vielheit der Zustände, Interessen und Begebenheiten, doch volkhaft-typische Züge und Wesenheiten einer Gesamtheit widerspiegeln. Der Adel, das ist auch in den „Epigonen" das große Problem.

Immermanns politische Anschauung ist, durch Erziehung des ganz friderizianisch gesinnten Vaters bedingt, immer konservativ und sogar monarchistisch gewesen. Aber sie war frei von aller retrovertierten Einstellung und bedingslosen Vergötterung des Gewesenen. Er sieht die großen Schwächen der Aristokratie, ihre Überlebtheit und die Lächerlichkeit durch eine mittelalterliche Restaurierung, sich in einer ganz anders gearteten Zeit behaupten zu wollen: „Das Korporative ist mir der Lebenstrieb der neuen Zeit. Soll der Adel nicht auch das Recht haben, sich korporativ zu regenerieren? Welcher gemeinsame Gedanke soll nun aber die neue Korporation zusammenhalten? Der Himmel ist der gemeinsame Gedanke des Klerus — Bildung, Kunst, Poesie, Wissen sind Domäne der Intellektuellen, — Handel und Gewerbe das Verbindende unter den Bürgern; — die Scholle ist, was den Bauer trägt. Von neuem ist die Welt weggegeben; — was bleibt für den Adel, wenn er sich nicht verlieren soll unter den Klerus, unter die Intellektuellen, unter Bürger und Bauern? Nichts als das Stammes- und Blutsgefühl, der Glaube, von Natur anders zu sein, als alle andern Menschen, und deshalb auch befreit sein zu müssen von den Regeln, welche die andern binden" (Memorabilien).

Diese Anschauung von der Überlebtheit und Überflüssigkeit der sozial bevorrechteten Stellung des Adels in der veränderten Zeit zieht sich als Grundthema durch den Roman. Es ist dabei das Besondere und Wesentliche, was die „Epigonen" zu einem typischen Zeitroman macht, daß das Problem eben nicht nur an sich behandelt wird, daß nicht nur kämpferische Tendenz die Behandlung der Fragen bestimmt und bedingt. Nicht eine einseitige Auffassung und Darstellung der soziologischen Neugestaltung gibt Immermann,

[13]) Hegel „Aesthetik", Bd. III, S. 331.

indem er etwa nur den Adel eben in seiner verlorenen Position schildert, die „Epigonen“ sind deshalb so wichtig und bedeutsam, weil in ihnen die Kräftegeschichte der Zeit gestaltete Mitte ist. Und es hebt die „Epigonen“ über das literarische Schaffen ihrer Zeit, sonderlich über das der Jungdeutschen auch deshalb soweit hinaus, weil in ihnen, zum erstenmal im deutschen Zeitroman überhaupt, nicht die Ideen und der geistige Gehalt einer Epoche Kernpunkt der Konzeption ist, sondern die sozialen Gegensätze, der Kampf der Klassen und Stände um äußere Macht und Besitz, um die Herrschaft über Geld und Länder, der Hauptfaktor der Handlung ist. Diese Kämpfe, die wie wir uns oben schon bedeutet haben, bald nach dem Wiener Kongreß einsetzten und vor allem von seiten des Adels mit allen Mitteln geführt wurden, finden nun zum erstenmal ihren Niederschlag in der Literatur. Noch die Jungdeutschen begnügten sich ja mit dem letzten Endes nur aus dem geistigen Reservoir der Aufklärung und der französischen Revolution gespeisten Theoretisieren über die ständische Frage.

Immermann, der, weil er nicht leidenschaftlich Partei nimmt, sondern objektiv gestaltet, in dem er, wie Boxberger [14]) es ausdrückt, die Dichtungen durch den Kühlapparat der Betrachtung gehen läßt, tiefer sieht und die Wurzeln des Konfliktes seiner Zeit erkennt, bleibt nicht am äußeren und dem nur Formalen der Erscheinungen hängen. Wenn Immermann gegen veraltete Formen kämpft, wenn er dem Adel die Existenzberechtigung politischer und sozialer Vorrechte abstreitet, so geschieht das nicht im Eifer eines Agitators, der, bei allem guten Wollen und Glauben, wie sie die Jungdeutschen bestimmt hatten, eben doch nur die Erscheinungsformen gesellschaftlicher Zustände aus rein rationalen Gründen bekämpft; ihm bestimmen Hellsicht und intellektuelle Einsicht in die Wesenserscheinungen seines Zeitalters die Haltung, die sich in den „Epigonen“ erst noch als tiefer Pessimismus äußert. Gerade das Erkennen, zwischen zwei geistig und soziologisch verschieden struktuierten Epochen zu leben, diesen Fluch der „Erb- und Nachgeborenschaft“ erleiden zu müssen, gibt ihm die Kraft, dieses Erleben und Erlebnis auch künstlerisch zu gestalten und zu objektivieren. Er ist wohl seiner Zeit verhaftet, vielleicht so sehr, wie kein anderer seiner dichtenden Zeitgenossen der dreißiger und vierziger Jahre, aber doch wieder nicht zu sehr, um nicht über diese Zeitspanne seines Lebens hinausblicken und den Weg, den sein Volk und die Menschheit in die Zukunft zu gehen haben, nicht ahnend erfühlen zu können.

In seinen beiden großen Romanen gibt er daher auch kein bloßes Programm. Es ist alles selbst erlebt und durchfühlt, die Probleme im ernsten Durchdenken kristallisiert. Bei aller formalen Ab-

[14]) Einleitung z. I's. Ges. Werken, hrsg. v. Robert Boxberger, Bd. XI, S. XI. Die Boxbergersche Ausgabe ist übrigens ihrer Fehler u. Ungenauigkeiten wegen zu wissenschaftlichen Untersuchungen sonst unbrauchbar.

hängigkeit von literarischen Vorbildern — die „Epigonen" sind im Aufbau und in der Durchführung der Handlungslinie dem „Wilhelm Meister" nachgeformt, der „Münchhausen" steht — in seinem satirischen Teil — unter romantischem Einfluß — findet er im Wesentlichen und Eigentlichen, in der Erfassung des ideellichen Gehalts seiner Zeit seine besondere und eigene innere Form. Denn er fordert nicht nur, was wir oben schon zitiert haben, die Abwendung von dem Romantischen, sondern er vollzieht sie für sich und in sich deutlich und deutbar in der Art, wie er die geistige und soziale Kräftelagerung der politischen und kulturellen Exponenten im Einzelnen sowohl wie im Kollektiven sieht und gestaltet. Denn er setzt sich mit den Mächten auseinander, die Volk und Zeit bestimmen, in deren Konflikt die drückende Last seiner Epoche liegt, weil diesen Kampf zu beenden eben seiner Generation noch nicht beschieden ist. Das ist das tragische Geschick des Epigonentums, mit dessen starker und scharfer Formulierung in seinem ersten Roman er gerade seinem Zeitalter den Namen gegeben hat, vornehmlich den Jahren zwischen dem Wiener Kongreß und der französischen Julirevolution.

Die Handlung der „Epigonen" umfaßt rein äußerlich auch diese Jahre. Der Untertitel lautet: „Familienmemoiren in neun Büchern, 1823—1835". Immermann will nur, das schreibt er selbst, Familiengeschichte geben, und nicht Welt- und Zeitgeschichte, weil ihm seine Zeit nur „eine große, weite, wüste Überschwemmung ist" (IV, 116), in der es keine Höhepunkte großer Männer gibt, an denen die Geschichte aufzuzeigen wäre. Aber er ist doch wieder zu sehr Dichter, und vor allem epischer Dichter, um nicht zu sehen und zu erkennen, wie aus einer solchen Familiengeschichte, so sie die Zusammenhänge von Volk und Zeit erfaßt und gestaltet, gerade doch Zeitgeschichte ersteht, wie, hinter diesen „aristokratisch-bürgerlichen, politisch-sentimentalen Haus- und Herzensereignissen" (IV, 108) der große Hintergrund einer gewaltigen geistigen, kulturellen und politisch-soziologischen Umwälzung aufdämmert, wie sich der endliche und endgültige Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert vollzieht. Immermann, der dies alles zutiefst bewußt erlebt, sieht Bedingtheiten, die den Menschen dieser Zeiten bestimmten, erfühlt und erkennt die Zusammenhänge selbst im Kleinsten, denn „jeder Mensch ist in Haus und Hof, bei Frau und Kindern, am Busen der Geliebten, hinter dem Geschäftstisch und im Studierstübchen eine historische Natur geworden" (IV, 116). In diesen Begebenheiten und Gegebenheiten sieht er Vergangenheit und Gegenwart sich verbinden, offenbart sich ihm das organisch gewordene Leben, in dem alle Stimmungen öffentlicher Bewegungen zusammenfließen, sich binden und lösen. Und so wird ihm selbst klar, daß er eben doch mehr als nur Familienmemoiren geschrieben hat, weil: „der Zeitabschnitt, in welchen unsre Entwicklungskrankheiten fielen — denn so möchte ich die Geschicke, welche uns betrafen, nennen — vor vielen geeignet war, ein deutsches Sitten- und Charakterbild hervorzubringen." (IV, 112).

Dieses In-Beziehung-Setzen von eigenem Erleben und den geistigen und politischen Ereignissen der Zeit gibt den epischen Dichtungen Immermanns ihre besondere Bedeutung. Denn er gibt zwar, ähnlich wie für Goethe das dichterische Schaffen die „Bruchstücke einer großen Konfession" sind, in seinen Werken die Totalität seiner Lebenseindrücke in objektivierter Form und Gestalt, gibt Bekenntnis und Weltanschauung, läßt an subjektiven Erfahrungen und Beobachtungen Gesetz und Regel eines Allgemeingültigen sich offenbaren. Aber während für Goethe sich diese Gesetzmäßigkeit im Erlebnis des Individuums und dieses in der Natur sich erfüllt, findet Immermann das Absolute und Allgemeine, das über das Einmalig-Bedingte des Individuellen hinausführt, im Zusammenhang einer Entwicklung, die das Volk im Verlauf der Geschichte gegangen ist. Das Erlebnis der Romantik macht hier — wie dann immer wieder im 19. Jahrhundert — seinen Einfluß geltend. Und deutlich wird hier der grundsätzliche und wesentliche Unterschied klar zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert. Für das 18. Jahrhundert bedeutete die aesthetische Bildung und die Ausbildung zu diesem Ziel hin das wichtigste Element der allgemeinen Menschlichkeit. Unter Kant's und Fichtes Einfluß biegt sich die Forderung nach aesthetischer Bildung allmählich in eine nach sittlicher Haltung um, die letzten Endes der Allgemeinheit verpflichtet. Aus dieser inneren Bindung an die Gemeinschaft von Staat und Stand, von der Romantik so stark erlebt und weltanschaulich geformt, erwächst dann im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein immer größer werdendes soziales und kollektives Empfinden, das aber tragischerweise nicht zu einer Einheit der Vielheit, der Summe aller freien Persönlichkeiten und Verbände führt, sondern zu Trennung und schärfstem Kampf aller der die Zeit und das Leben gestaltenden Mächte. Dieser Konflikt nun spielt sich nicht mehr nur auf rein geistigem Gebiet ab, sondern er wird zu einem sozialen Streit, bei dem kein „Frieden eintreten wird, bis längst über unserem und unserer Enkel Grabe Gras gewachsen ist" [15]). Diese soziale Auseinandersetzung der Mächte, zwischen denen der Kampf in dieser Epoche der „Epigonen" vor allem geht, ist das Grundproblem des Romans. Der Adel und das Bürgertum, das jetzt zum industriellen Großunternehmertum geworden ist, sind die Exponenten der politischen, soziologischen und kulturellen Kräfte, die um das Vorrecht der Macht und des Besitzes ringen. In diesem Fall sogar durchaus gegenständlich: Der Onkel des Helden Hermann, ein westfälischer Industrieller, macht einem mediatisierten Herzog die Güter der jüngeren Linie des herzoglichen Hauses streitig. Dieser Besitz kam wegen der Verschwendungssucht eines Verwandten des Herzogs durch Schuldverschreibung in den Besitz des Fabrikherrn Hermann. Die Güter der Hauptlinie waren kurz vorher zur Standesherrschaft erhoben worden. Der Herzog, der einzige Lebende der älte-

[15]) W. H. Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft". Stuttgart 1851.

ren Linie, ist kinderlos. Nach seinem Tode würden daher auch dessen Güter an die jüngere Linie fallen, d. h. deren Nachfolger, da die jüngere Linie ihre Ansprüche mit dem Hinweis geltend macht, daß ein Vorfahre des herzoglichen Hauses mit einem nichtadligen Mädchen verheiratet gewesen sei. Dieser Adelsbrief wird gesucht. Der jüngere Hermann, ein Neffe des Industriellen, weilt viel auf dem herzoglichen Schloß, da er dem Schloßherrn und dessen Frau persönlich nahe steht, findet ihn schließlich auch. Es stellt sich aber heraus, daß dies Dokument gefälscht ist. Die herzoglichen Besitztümer gehen also nach dem Tode des Herzogs an den bürgerlichen Kaufmann und Industriellen über. Den Herzog trifft diese Entdeckung so fürchterlich, daß er Selbstmord begeht, weil ihm der Gedanke, Bürgerliche im Besitze seiner traditionsreichen Aristokraten-Herrschaft zu wissen, unerträglich ist. Da aber der alte Hermann ebenfalls stirbt, ehe er von seinem neuen Besitz Gewinn ziehen kann, so fällt das ganze Erbe dem jungen Hermann anheim, die Fabriken seines Onkels und die Güter des Herzogs.

Das ist in großen und groben Zügen die Linie der Grundhandlung und des Grundkonfliktes. Äußerlich gesehen, ist er nicht mehr als ein Unterhaltungsroman, besonders wenn man die vielfach mit der Haupthandlung verschlungenen verschiedenen Nebenhandlungen dazu nimmt, in denen allerdings auch manch interessante Schlaglichter auf einige besonders hervortretende Eigenheiten und Geschehnisse des kulturellen und politischen Lebens der zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts geworfen werden.

Doch auf diesen äußeren Ablauf der Romanereignisse kommt es nicht an. Das Bedeutsame und Wesentliche der „Epigonen", das was sie zu dem besonderen epischen Werk ihrer Zeit macht, ist die Darstellung der Kräftegeschichte einer ganzen Epoche. Und gerade an der Entwicklung der Handlung öffnet Immermann die Perspektiven, die über das Zufällige und Bedingte seiner Zeit hinaus führten zu einem Typischen und Allgemeinmenschlichen. Daß sein Blick, der über die Grenzen dieser Zeit und Umwelt sich richtet, fast nur Trübes und Dunkles sieht, haben wir uns oben schon bedeutet, als wir feststellten, daß tiefer Pessimismus die „Epigonen" erfüllt.

Immermann sieht alte Institutionen stürzen, sieht Glanz und Macht des Adels verschwinden. Er erkennt sogar, wie notwendig das ist für einen Stand, der in leerem Spiel sich „mittelalterlich zu restaurieren" versucht, um alte Vorrechte, um Macht und Besitz sich zurückzuerobern. Und er hat dieselbe Einsicht wie Eichendorff, der nicht bei seiner romantischen Geisteshaltung geblieben ist, der im tätigen Leben klar und deutlich die Wirklichkeit zu sehen gelernt hat, an der er die Helden von „Ahnung und Gegenwart" noch scheitern läßt: „Mit romantischen Illusionen und dem bloßen eigensinnigen Festhalten des längst Verjährten ist also hierbei gar nichts ge-

tan. Dahin aber scheint der heutige Aristokratismus zu ziehen“ [16]. Immermann hält es ebenfalls für ganz gut, daß der romantische Mondschein früherer Zeiten vom Licht des neuen Tages vertrieben wird, das „die Klüfte und Spalten der längst unterwaschenen und verwitterten Felsen zu beleuchtet, die sonst unerwartet über den Häuptern der sorglosen Menschen zusammengestürzt wären“ (Eichendorff Bd. X, S. 290). Das alles ist Immermann selbstverständlich und in gewissem Sinn wünschenswert; ja er kämpft sogar für diese neue Zeit, die ihm den Aufbruch eines neuen Lebens- und Weltgefühls bedeutet, aber es schmerzt ihn trotz allem, daß das Alte zugrunde geht, an dem sein Herz doch immer noch hängt. Darin zeigt er sich als Nachkomme der Romantik, wenn er die Schönheit und den Ton einer aesthetischen Stimmung in dieser von agitatorischem Politikergeschrei und dem Gerassel der neuen Dampfmaschinen erfüllten Zeit vermißt. Die Gegensätze, die Hermann zwischen dem Schloß des Standesherrn und den Fabrikanlagen seines Onkels empfindet, drücken das aus, wie sehr die neue Zeit der alten gegenüber an Schönheit verloren hat: „Es ist wahr, hier gehörte alles tätig der Gegenwart an, und dort zehrte man von Erinnerungen, bestrebte sich umsonst, der Vergangenheit neues Leben einzuhauchen; aber jene Örtlichkeiten und ihre Bewohner erzeugten in der Seele eine Stimmung, während er hier vergeblich danach rang, den Knäuel der dumpfen und niederdrückenden Wirklichkeit sich zum Gespinste zu entfalten.“ (IV, 23).

Diese Sehnsucht nach der gedämpften Ruhe und Feinheit des Lebens in alten Schlössern, diese unerfüllte und unbefriedigte Sehnsucht gibt den Grundton zu dem Pessimismus der „Epigonen“. Über der ganzen Schilderung der Geschichte des Herzogs, des langsamen Sterbens eines alten Adelsgeschlechts liegen denn auch leise Wehmut und müder Schmerz. Denn mit diesem einen Geschlecht gehen viele andere zugrunde, geht eine ganze Welt von Glanz und Macht den Weg aus der Helle politischer und gesellschaftlicher Bedeutung und Vorzugsstellung in das Dunkel des noch unbestimmten und unbestimmbaren Schicksals einer neuen Welt. Doch hindert dies ge-

[16]) Eichendorff, S. W. Bd. X, histor. polit. u. biograph. Schriften. Das Zitat steht in dem Aufsatz „Der Adel und die Revolution“, der zum ersten Mal aus dem Nachlaß im Jahre 1866 erschienen ist. Wann er verfaßt wurde, ist nicht festzustellen, doch ist anzunehmen, daß er in ungefähr dieselbe Zeit fällt, wie die Abhandlungen „Preußen und die Konstitutionen“ und „Politische Abhandlungen über preußische Verfassungsfragen“ (beide in Bd. X), in denen Ansichten und Anschauungen geäußert werden, die diesen zitierten Sätzen aus „Der Adel und die Revolution“ durchaus entsprechen. Die anderen Aufsätze sind erschienen: die Abhandlung über preußische Verfassungsfragen, 1830. Der Aufsatz „Preußen und die Konstitution“ enthält ganze Absätze aus den „Verfassungsfragen“, muß also einige Zeit später entstanden sein. Also wird „Der Adel und die Revolution“ wohl auch in den dreißiger Jahren als entstanden betrachtet werden können.

fühlsmäßige Hinneigen zum Aristokratismus Immermann keineswegs, die politische und wirtschaftliche Notwendigkeit des Untergangs der Feudalwirtschaft klar einzusehen, und die Versuche des Adels, verlorengegangene Positionen mit äußerem Aufwand, mit Bräuche und Sitten mittelalterlichen Adelslebens nachäffenden Veranstaltungen wiederzuerobern, scharf und bitter zu ironisieren, die innere und äußere Haltung der Aristokratie abzulehnen.

Hermann wird als Sohn eines Bremer Großkaufmannes und Senators, des Bruders des Fabrikanten Hermann, eingeführt. Er hat die üblichen und typischen Erlebnisse seiner Generation gehabt, hat den Befreiungskrieg mitgemacht, das Wartburgfest der Burschenschaften, ist durch England, Frankreich und Italien gereist und ist einige Jahre im preußischen Verwaltungsdienst als Beamter gewesen. Auf einer Reise lernte er durch Zufall einen mediatisierten Herzog kennen, einen Freund seines verstorbenen Vaters und wird von diesem, nachdem er in einem Duell verwundet wurde, auf das herzogliche Schloß gebracht. Da erlebt er den Adel in seiner Dekadenz- und Degenerationserscheinung, erlebt ihn im Gegensatz zu dem sich rasend entwickelnden Industrialismus in den Fabriken seines Onkels. Zwischen zwei Ständen, darüber hinaus, zwischen zwei Welten lebt der junge Hermann und kann sich zu keiner ganz bekennen.

Der Adel stellt sich vornehmlich dar in dem Herzogspaar. Das Bestreben des Herzogs, der gewohnt ist, immer „vor anderen das heitere Antlitz eines Mannes, den nichts in Erstaunen setzt", zu zeigen, geht nur auf dieses „Haltungbewahren" des Aristokraten aus. Er ist, ohne arrogant zu sein, der typische Vertreter des untergehenden Feudalismus, streng bedacht auf Äußerlichkeiten und Formen der Etikette und die Betonung seines hohen Standes. Um ihn weht ein tragischer Zug, er wehrt sich gegen die alles gleichmachende Zeit, gegen den Ansturm des Bürgertums, dessen Macht in seiner Masse und im Besitz des finanziellen Übergewichtes steckt. Aber er kämpft vergebens, er ist zu schwach, weil seine Stellung schon unterhöhlt ist, sein Stand höchstens noch die Grundmauern einer Ruine — dies Wort wird mehr als einmal im Roman gebraucht — umfaßt. Vor allem aber leidet er als ein „Opfer der Schuld seiner Altvordern". In der „Geschichte des Herzogs" im achten Buch des Romans (IV, 158 ff.) wird die Abwärtsentwicklung seines Geschlechtes dargestellt. Der Niedergang dieser Familie hat ihre Ursache in dem Verlassen der Verbundenheit mit dem Besitz, mit der Scholle. Aus dem unbedingten Zusammengehören mit dem Gut, für das alle Sorge, alle Mühe aufgewendet wird, wird im Ablauf der Generationen nur noch ein Zweckbesitzen, das Geld bringen soll, mit Prunk und Aufwand standesgemäß zu leben. Wirtschaftlich fällt die Familie — wie fast alle Adelsgeschlechter in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und den ersten 3 Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts — zurück, der Begriff

des ersten Standes verliert seinen inneren Sinn, seine Berechtigung als führende Klasse. Zur hohlen Form ohne wesensgemäßen Inhalt wird die Aristokratie. Das Bürgertum, seiner Macht und Bedeutung durch die Volkskriege gegen Napoleon seiner bewußt geworden, tritt fordernd auf, verlangt seine Anerkennung und seine wohlverdienten Rechte. In dieser Situation lernt Hermann die herzogliche Familie kennen.

Der Herzog, auch er nur ein Epigone, mehr noch als die junge Generation des Bürgertums um ihn her, ist ein feiner, geistvoller Mann, aber innerlich zerbrochen, nicht mehr widerstandsfähig gegen all das Neue, das auf ihn und seinen Stand eindringt. Auch er glaubt durch Haltung und Festhalten an alten Formen noch immer die Stärke und Bedeutung seines Standes betonen, beweisen zu können. Aber es fehlt die Kraft der Idee, das harte, klare Wollen zu einem sinnvoll sich erfüllenden Leben in der großen Gemeinschaft des Volkes und des Staates.

In kindlichem Spiel mit alten, längst überlebten Sitten mittelalterlichen Rittertums wird versucht, den Glanz der Aristokratie, wie ihn noch die Zeit Ludwigs XVI. besessen hat, wieder aufzufrischen. Man veranstaltet nach früherem Muster ein Adelskarussell, Ritterspiele in historischem Kostüm. Über das rein äußerlich Komische einer Art von dummen Faschingsvergnügen hinaus wird dies Unternehmen zur grotesken Farce und zur Unwahrhaftigkeit in dem Augenblick, als die Zuschauer nicht nur Adlige sind, die sich an dem leeren Gepränge früherer Zeiten berauschen, sondern auch Bürger, die zwar bedrückt von der Pracht feudaler Geselligkeit, im Innern doch die Leere und Sinnlosigkeit dieser Dinge spüren, und ihre eigene, gesunde und reale, auf Nutzen und Vorteil eingestellte Tätigkeit damit vergleichen. Und mit dem Gefühl des Spottes und der Ironie kommt auch der Haß über die lange Unterdrückung durch diesen Stand, der sich jetzt nur noch nach außen üppig zeigt, hinzu, die Angst, daß wieder einmal eine Zeit kommen könnte, wo das alte ungerechte Verhältnis von Herrschen und Gehorchen sein könnte: „Es ist noch gar nicht so lange her, daß wir nur mit dem Beisatze „Bürgerkanaille“ genannt wurden, wenngleich das jetzt schon wie veraltet klingt. Wir Mittelleute haben ein unbeschreiblich kurzes Gedächtnis für unsere Kränkungen und halten alle Gefahr der Wiederkehr für so entlegen, wie die Sündflut oder den Untergang der Welt durch Feuer, obschon manche Zeichen dahin deuten, daß man an tausend Ecken und Orten mittelbarer- oder auch unmittelbarerweise versucht, die Zeit der Junker, ihrer gnädigen Oehme und Basen zurückzuführen. Was mich betrifft, ich will mich wenigstens bestreben an meinem Platze, die alten Feudaltürme und Burgverließe zu sprengen.“ (III, 296).

In diesen Worten des alten Hermann liegt die Kampfansage gegen die Aristokratie, der Beginn der großen Auseinandersetzung

zwischen der alten sozialen und politischen Macht des Adels und dem Bürgertum. Es wird ein Kampf, der von der jungen Klasse mit allem Schwung und aller rücksichtslosen Energie geführt wird, in dem alle Kräfte des Geldes, des Besitzes und der Unverbrauchtheit der Menschen bedingungslos eingesetzt werden, denen die Aristokraten nichts mehr entgegenzusetzen haben, als ihr vermeintliches historisches Recht. Wie klein, wie schwach und innerlich unwahr dieses Recht ist, sieht man aus den Mitteln, mit denen der Adel seine bedrängte Position zu halten versucht. Gerade in dem konkreten Fall des Besitzstreites zwischen dem Herzog und dem Industriellen wird die Unterhöhltheit der sozialen Stellung der Aristokratie sehr deutlich. Das ganze stolze Gebäude stürzt dann zusammen, wenn offenbar wird, daß ein Vorfahre des Herzogs eine Bürgerliche geheiratet hatte, deren Adelsbrief sich als Fälschung eben dieses Vorfahren erweist. Diese Fälschung ist erfolgt, um die Erbfolge der Standesherrschaft der älteren Linie zu sichern, aus reinstem Eigennutz und Egoismus. Nicht um die Reinheit des Adelsgedankens, um die von bürgerlichem Blut unbefleckte Erhaltung des reinen Adelsgeschlechtes geht es also, es handelt sich nur um die Erhaltung des Grundbesitzes in einer bestimmten Linie der Familie, damit dieser Zweig nicht aus seiner Macht und glanzvollen Stellung herabsinkt. „Die Lebenskraft der Aristokratie ist der Egoismus. Andere Menschen sind selbstsüchtig aus Not, aus böser Gewöhnung, angeeigneter Maxime. Der Edelmann ist es von Natur, muß es sein; mit der Muttermilch saugt er die Überzeugung ein, daß er da sei, um seiner selbst willen, und daß er die Kräfte anderer von Rechts wegen benutzen dürfe“ (III, 159). Dieser krasse Egoismus, dieses leere Adelstum ohne wahrhaftes Edelsein rächen sich nach Generationen erst, in denen der Abstieg einer Familie allmählich erfolgt. Der Herzog, ein korrekter und ehrenhafter Mensch, muß darunter leiden, daran zugrundegehen. Weil sein Vorfahre die Idee des Adels verraten hat, weil diesem wichtiger war, seine Güter zu behalten, selbst auf Kosten der Ehrlichkeit und menschlichen Sauberkeit, die Grundpfeiler wahren Adels, deshalb ist das Geschlecht von innen heraus zerfressen worden, ist es im Kern verwest, nur die äußere Form existiert noch. Die eigentlichen Lebenskräfte, der reine Schild der Ehre, die anständige Gesinnung des Wollens und Tuns sind verdorrt. Damit hat dies Geschlecht keine Widerstandskraft mehr, dem Drängen von außen, von neuen Mächten und Kräften stark entgegenzutreten. Es wird gezwungen, den Kampf auf einem Feld auszutragen, auf dem es sich nicht auskennt. Leichtsinnig und gewissenlos hat der Adel sein Gut verschleudert, um Mittel zum Genießen zu haben, hat den Bürger an diesen Geschäften beteiligt, und der Bürger, selbst zu Macht und Bedeutung gekommen, will nun, ganz kaufmännisch, ohne Rücksicht auf Sentiment und ständische Ideen, diese Geschäfte zum Nutzen für sich ins Reine bringen. Dieser Art ist der Adel nicht mehr gewachsen, der Herzog, der in diesem Fall immer nur als

Typus zu betrachten ist, kann auch gegen den alten Hermann, den kühlen Kaufmann, nicht mehr bestehen, weil er gezwungen ist durch Recht und Gesetz, das seine Vorfahren selbst in sich verletzt und zertreten haben, sich nur noch kaufmännisch und juristisch auseinanderzusetzen. „Vor dem alten, eisernen Handelsmann ergriff ihn eine Art von Geisterfurcht, über die er nicht Herr zu werden vermochte. Mit diesen Schlössern, Feldern und Wäldern durch alle Erinnerungen verwachsen, hielt er es für eine Unmöglichkeit, aus solcher Gemeinschaft zu scheiden. Seine Existenz stand auf dem Spiel, das empfand er, und daß er seinen Sturz nicht überleben werde, gelobte er sich vor den Bildern seiner Ahnen". (III, 107).

Der Herzog unterliegt, muß unterliegen, weil die Fundamente, auf denen er steht, unterhöhlt sind. Es liegt eine Tragik über seinem Geschick; aber er ist auch nicht ohne Schuld. Er sieht seine Stellung bedroht, aber er resigniert schon von vornherein. Statt den Adel von innen heraus erneuern zu wollen, die Idee wieder stark werden zu lassen, und die innere Forderung des Edelseins zu erfüllen, beschränkt auch er sich nur darauf, der Form zu genügen, die standesgemäße Haltung zu bewahren. Er erfreut sich lieber an ritterlichem Spiel, er genießt sein Recht, eine Leibwache zu halten, die, wenn einmal eine hohe Standesperson auf das Schloß kommt, schnell aus Arbeitern und Gärtnern zusammengestellt wird und in großer Uniform unter das Gewehr tritt, um nach Abzug des Gastes wieder bieder nach Hacke und Spaten zu greifen und nützlichere Arbeit zu tun. Der Herzog sieht nur das Äußere der großen Wandlung, die sich um ihn in der Zeit vollzieht. Er fühlt bloß, daß sein Besitz ihm genommen werden soll. Daß ein Angehöriger seines Hauses sein Vermögen durch ein tolles Leben verschwendet, versteht er und ist bereit, es auch zu entschuldigen. Wenn aber sein eigener Adelssitz infolge der Verschwendungssucht seines Vetters das Eigentum des „Handelsmannes" Hermann werden soll, kann er das nicht mehr begreifen. Und als er noch dazu erfährt, daß sein Vorfahre einen falschen Adelsbrief für seine Frau geschrieben hat, da bricht in ihm alles zusammen. Weil alles, was früher das Wesen echten Adels war, sich bei ihm nach außen gedrängt hat, in Formen, die ihren Sinn verloren haben, weil sie nicht mehr innerlich erlebt sind, hat er in sich keinen Halt und keine Kraft mehr, äußeres Unglück, das das Wesen seines Adelstums zutiefst nicht zu treffen braucht, zu ertragen und zu überstehen. „Er war im innersten Mittelpunkte seiner Empfindungen geknickt, zerbrochen. Das Falsum des Vorfahren hatte den Begriff, den er von sich hatte, vernichtet. Die reine Abstammung, auf welche er, wie das Hermelin auf die unbefleckte Weiße seines Pelzes, gehalten, war besudelt durch den Fehltritt, wozu die Angst, zu verlieren, einen geizigen Alten fortgerissen hatte. Seine Tage schienen ihm an ihrer Quelle vergiftet zu sein, und seine Vorstellungen nahmen die krankhafte Verderbnis an, zu welcher es in

der körperlichen Sphäre ein Gegenbild in dem scheußlichen Übel gibt, welches ich nicht nennen mag." (IV, 165).

Da die Gegenwart ihm nicht mehr gefällt, eine Zukunft er für sich und seinen Stand nicht mehr sehen kann, so bedeutet ihm die Vergangenheit alles, in ihr empfindet er sein ganzes Sein, den Sinn seines Standes. Aber er ist nur der Epigone eines falschen Adelsbegriffes, er hat nicht mehr die seelische Spannkraft, aus sich heraus den Adel als geistiges Prinzip zu erleben und zu erneuern. Er sieht keinen andern Ausweg als den Selbstmord. Wie äußerlich er das alles nur empfindet, wird deutlich in der Art, in der er es erledigt. Vor den Bildern seiner Ahnen gelobt er, die „Reinigung" der befleckten Ehre des Geschlechtes, nachdem er vorher das Bild des Schänders entfernt hatte.

Mit dem Herzog, der keine Kinder hat, stirbt das Geschlecht aus; ein Schicksal erfüllt sich, wie es bei vielen Adelsgeschlechtern damals der Fall ist. Auch die Herzogin ist typisch für die Haltung eines verblaßten und vergehenden Standesideals der Frau. Sie lebt noch ganz in dem aesthetischen Bildungsideal des 18. Jahrhunderts, hat ihre stillen Stunden, in denen sie sich mit Dichtung und Kunst intensiv beschäftigt. Aber sie lebt nur in dieser Athmosphäre, fern der Wirklichkeit und der Zeitproblematik. Ihr Sein erfüllt sich in feiner, starker Fraulichkeit, die aber auch in den Grenzen ihres Standes gefangen ist. Nur Sorgen der Seele und des Gemüts, religiöse Schwierigkeiten belasten sie, zumal ihr von ihrem Mann auch alle andern Dinge, die um die rein äußere Existenz gehen, ferngehalten werden. Und so sehr ist sie in sich befangen, daß sie garnicht merkt, was um sie herum geschieht. Sie lebt als „schöne Seele" in krankhaft gesteigerter Zartheit dahin, unberührt von allen Händeln und allem Streit der Welt. Nur in ihr selbst spielt sich ein lastendes Schicksal ab, frauliche Nöte und weibliches Leid machen ihr zu schaffen. Sie begreift die Zeit nicht, weil sie sie nicht begreifen will. Wie es früher war, so wünscht sie sich, daß es bleiben soll; es schmerzt sie nur — soviel merkt sie doch an Veränderung — daß die Verhältnisse härter geworden sind, die Menschen weniger auf schöne Form und Sitte halten, in einer Zeit, die, wie keine andere „zur Beobachtung äußerer Sitte" veranlassen sollte. So sehr ist sie in solchem aesthetischem Lebensgefühl gebunden, daß sie auch Leute empfängt, deren Tun ihr an sich durchaus mißfällt. „Wenn nur ihre Manieren einwandfrei sind". „Ich kann nun wohl sagen, daß mich die Nähe solcher Personen wenig verletzt; unbefangen sehe ich sie kommen und gehen. Dagegen bin ich gleich aus meiner Fassung, wenn in meinem Kreise ein Verstoß gegen die Lebensart vorfällt" (III, 36). Und wie sie fast nur als aetherisches Wesen den ganzen Roman hindurch sichtbar wird, so verdämmert sie, ohne daß man von ihr Genaueres erfährt; von einer schweren seelischen Krankheit gerade genesen, in die sie sich, durch unerquickliche Ergebnisse berührt, hineingesteigert hat, taucht sie am Ende des Romanes noch einmal auf. Man erfährt

aber nicht, wie sie das Schicksal ihres Hauses, den Tod ihres Mannes erträgt. Schemenhaft verblaßt ihre Gestalt in der Handlung.

So wird der Adel vorgeführt in reinem Dekadenzzustand, im Brennpunkt des Zusammenstoßes zweier feindlicher Zeitalter. Immermann zeigt die Kraftlosigkeit der Aristokratie, ihre völlige Unfähigkeit als sozialer Stand. Und es spricht aus den „Epigonen" viel mehr, als es zunächst scheinen will, eine starke Geringschätzung des Adels, die damals im gebildeten Bürgertum durchaus üblich war, da bei dem neuen Antrieb der Kultur und Wissenschaft in diesen Jahren nur ganz verschwindend wenig Adlige beteiligt waren.

Immermann spricht so im Ganzen ein vernichtendes Urteil über den Adel, er weist auf seine Überlebtheit und Nutzlosigkeit in der neuen Zeit hin, ohne schon ein Neues, Stärkeres dem entgegenzusetzen. Er sieht überall nur das Epigonenhafte, die Ansätze zur sozialen Neugestaltung lehnt er ab. Nicht so sehr aus historischer und soziologischer Erkenntnis, nur aus aesthetischem Gefühl. Der aufkommende Industrialismus, darin zeigt er sich als typischer Erbe der Romantik, verletzt sein Schönheitsempfinden. Er sieht die Industrieanlagen nur von diesem Gesichtspunkt aus, spürt in ihnen nicht den Anbruch einer neuen Kultur und soziologischen Umwälzung, die alle früheren nur aesthetischen Werte bedroht. „Vor allen Dingen sollen die Fabriken eingehen, und die Ländereien dem Ackerbau zurückgegeben werden. Jene Anstalten, künstliche Bedürfnisse zu befriedigen, erscheinen mir geradezu verderblich und schlecht. Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenschein und Regen, welcher das Samenkorn entfaltet, der fleißigen, einfach arbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen und diese Insel solange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen." (IV, 256).

Dies läßt Immermann am Ende des Romans den jungen Hermann sagen, der der Erbe der Fabriken seines Onkels und der durch Rechtsansprüche an seine Familie zugefallenen Besitztümer des Herzogs ist. Bei Hermann stellt sich zum Schluß auch noch heraus, daß er selbst adligen Ursprunges ist und zu der Familie des Herzogs gehört. Dies Motiv der adligen Abkunft eines Bürgerlichen spukt dann später in fast allen Romanen, die das Adelsproblem behandeln, selbst in denen, die ganz eindeutig und scharf antiaristokratisch eingestellt sind. Immer wieder bricht so, selbst bei dem entschiedenen Adelsgegner Spielhagen heimliche Liebe für den Adel durch, immer wieder wird dies Thema breit und platt gewalzt, ohne je künstlerisch geformt zu werden, ohne daß aus ihm wirklich ein ganz allgemeinmenschliches tiefes Problem gestaltet wird.

Die „Epigonen" kommen nicht zur letzten Reife eines großen epischen Kunstwerkes. Man erfährt nur von dem Zusammenbruch

einer Kultur, nur die Sehnsucht nach einem Neuen, Besseren ist das positive daran. Nicht in weicher Gefühlsschwärmerei flüchtet Immermann vor den sinnlichen Erscheinungen der Welt, er sieht die Wirklichkeit klar, er ist durchaus der erste große Realist des 19. Jahrhunderts, ohne tendenziös zu werden. Er haftet nicht sklavisch am Äußeren der Dinge, er läßt metaphysische Tiefen, die Welt hinter den Erscheinungen ahnen, weil sein Realismus nichts anderes ist als die Hoffnung und das Streben „das ganze Leben wahrhafter, gehaltsvoller, kräftiger zu machen, indem er den Menschen von erträumten Höhen abruft, und auf den sicheren Boden der nächsten Wirklichkeit stellt“ [17]).

Diese nächste Wirklichkeit sieht Immermann vor allem in der Natur. Weil er aber in dem Industrialismus etwas der Natur Fernes, Sinnwidriges sieht, lehnt er ihn ab aus rein menschlichen und aesthetischen Gründen. Dieser neuen Realkultur gegenüber fühlt er sich hilflos und bedrückt. Er findet keinen Sinn in ihr. So sind die „Epigonen“ wahrhaft ein Dokument jener Entwicklungsjahre im 3. und 4. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Sie lassen deutlich werden, wie schwach der Bau des Staates ist, für wie schwach Immermann die Grundlagen dieses Gebäudes hält. Denn in dem niedergehenden Adelsstand sieht Immermann die Fundamente des neuen Staates ebensowenig, wie in dem aufkommenden Industrialismus und dem damit sich entwickelnden Kapitalismus und Sozialismus.

Erst in seinem zweiten großen Roman „Münchhausen“ findet er die Kraft, das wahre, unzerstörbare Element eines gesunden Staatsaufbaus zu zeigen, es künstlerisch zu formen: „Das unsterbliche Volk“, das sich im Bauerntum erfüllt und offenbart. Eichendorff sah noch im Adel das eigentlich „ideale Element der Gesellschaft“, Immermann erklärt im „Münchhausen“ den Bauernstand als den „Granit der bürgerlichen Gesellschaft.“ Dieser geschlossenen, epischen Welt des Bauerntums, die in ihrer metaphysischen Darstellung „Der deutsche Bauernroman“ (Diss. Freiburg 1923) eingehend und wesentlich behandelt ist, dieser in sich ruhenden, sinnvollen Ordnung der Dinge und Menschen — und die Dinge, Haus, Hof, Feld rangieren hier vor den Menschen — ist die zusammenstürzende Welt des Adels gegenübergestellt. Noch einmal wie in den „Epigonen“ ist der Adel der Gegenspieler einer andern großen Klasse, aber jetzt ist von ihm nur noch die Karikatur übrig geblieben. Der tiefe, kosmische Humor, der über dem ganzen „Münchhausen“ liegt, verzerrt sich bei der Darstellung des Adels zur beißenden, höhnenden Ironie. Wenn z. B. der Freiherr von Münchhausen vor dem Duell mit dem Grafen Waldburg in tausend Ängsten schwebt, so weiß er, der große Phantast und Spötter über alle menschlich-gesellschaftlichen Einrichtungen sich Mut nur einzureden, indem er sich plötzlich

[17]) Rudolf Eucken: Die Lebensanschauungen der großen Denker, Leipzig 1905, S. 474.

auf seinen Adel besinnt: „Ja, der Adel ist eine Magie, Bourgeoisie und Philosophie mögen sagen, was sie wollen. Adel ist eine Schrift mit sympathetischer Tinte; tausendmal verschwunden, kommt sie immer wieder zum Vorschein. Selbst wenn man sich in eigener Person zum Ritter schlägt, kriegt man Ehre und Ehre ist wieder Magie, ein Bann, eine Zauberformel. Hätten die Hasen Ehre, sie ständen wie Löwen . . . . Hundert bürgerliche Stimmen in mir rufen „reiß aus, denn Du kannst es, reiß aus vor diesem mörderischen Schwaben!. Aber Münchhausen steht wie ein Held, Münchhausen wird als Held zu fallen wissen“ [18]).

Die Lächerlichkeit dieser Adelsauffassung, die nur noch an Formen klebt und selbst diese Formen nicht mehr ernst nimmt, sondern sie als peinlich lästig empfindet, wird noch übertroffen durch das Adelstum der Bewohner des Schlosses Schnick-Schnack-Schnurr, des Barons Schnuck-Puckelig-Erbsenscheucher in der Boccage zum Warzentrost und seiner Tochter Emerantia. Diese beiden Menschen, die letzten ihres einst großen und bedeutenden Geschlechtes, leben ein verlorenes Dasein voll phantastischer Erinnerungen.

Der alte Baron, unfähig und zu schlaff zu einem tätigen Leben, lebt von den, allerdings immer kleiner werdenden Renten und Einkünften seiner Güter und hofft, da er nicht die Militärlaufbahn ergriffen hat, einmal als „Geheimrat im höchsten Kollegio des Fürstentums Hechelkram“ sein Einkommen zu haben, wenn sein Besitz nicht mehr die notwendigen Mittel abwerfen sollte. Denn wenn die Herren derer von Schnuck „das Ihrige verzehrt hatten, so zehrten sie als Generale auf Regimentsunkosten weiter und die Söhne, außer einem, ließen sie Prälaten oder Geheimräte im höchsten Kollegio werden. Denn . . . . jeder Schnuck war, wenn er den Zivildienst wählte, geborener Geheimrat im höchsten Kollegio“. (I, 75).

Schärfer läßt sich die Farce des Adelslebens nicht mehr zeichnen. Auch in der Schilderung des Schlosses spart Immermann nicht mit grellen Farben, um mit der äußeren Baufälligkeit des Hauses zugleich die Brüchigkeit des Standes aufzuzeigen.

Im „Münchhausen“ ist der Adel, wovon in den „Epigonen“ öfter geredet wird, wirklich nur noch eine Ruine, gegen die Sturm zu laufen sich kaum mehr verlohnt da sie vor selbst in sich zusammenstürzt. Immermann erzählt nur noch „von der Vergangenheit, von Dingen, die ab und tot sind, wie die weiland in der Schmiede gewesene Adelskette.“ Der Adel ist tot, seine Vertreter haben, so sehr sie sich aus dem Dämmer ihres Daseins heraussehnen nach der Wirklichkeit, nach praktischer Betätigung, nicht mehr die Kraft, den Weg dahin zu finden. Auch noch dann rennen sie phantastischen Hirngespinsten nach; der Baron glaubt an die tolle Lüge Münchhausens von der „Luftverdichtungskompanie“, die aus der Luft angeblich Steine herstellen soll — ein Hieb gegen den Industrialismus — und

[18]) Zitiert aus Immermann, Werke, hrsg. v. Maync. Bd. 2 S. 220.

bereitet sich in grotesken Sitzungen vor, als Syndikus für diese Gesellschaft Recht zu sprechen. Dabei kommen ihm wieder Hemmungen aus Standesbewußtsein, weil er fürchtet, daß die Standesbegriffe darunter leiden könnten, die bisher immer verlangten, daß der Adel keinerlei Geschäfte betreibe. Und erst als Münchhausen ihm mit verstecktem Spott versichert, daß heute alle Adligen sich kaufmännisch betätigen könnten „wie die geringste Krämerseele unbeschadet der Standesbegriffe" beruhigt er sein Gewissen. Münchhausen definiert den Stand als unauslöschlich und ein Adliger, der „an der Börse wuchere und dem Juden das Brot von dem Munde wegnähme", bleibe ein Adliger reinsten Geblüts. Diese Auskunft nimmt dem Baron alle Bedenken weg, sein Standesgewissen ist zufriedengestellt, ein Privatgewissen hat er nicht. Auch hier dokumentiert sich wieder die doppelte Moral des Adels in sozialen und öffentlichen Dingen. Die Form, die allgemeine Sitte und der Begriff der Standesehre darf nicht verletzt werden, wenn auch der einzelne Mensch „unbeschadet der Standesbegriffe" der größte Schuft sein mag.

Als dem Baron Schnuck das Luftschloß der Luftverdichtungskompanie zusammenstürzt, da findet er, der die Wirklichkeit eben nicht wirklich sehen kann, sich gar nicht mehr zurecht und er hofft wieder auf den Geheimratsposten; er hält die augenblicklichen Verhältnisse für einen kurzen Übergang und ist fest von der Wiederkehr der alten, für seinen Stand und sein Geschlecht so besonders guten Zeit überzeugt.

Doch Immermann hat gegen solche Träume, gegen die Hoffnung auf die Restauration alter feudaler Vorrechte und Vorteile nur Ablehnung: „Gegen sie spricht wirklich eine ungeheure Majorität, die Majorität aller rechtlichen Leute, die es sich haben sauer werden lassen in der Welt." (I, 75).

Auch Emerentia wird in ihrer großen Hoffnung enttäuscht, einmal die Geliebte eines regierenden Fürsten von Hechelkram werden zu können. Denn nach einem stürmischen Jugenderlebnis, dessen Folge die Geburt eines Kindes war, wartete sie darauf, daß ein Hechelkrämer Herrscher käme, um sie zu seiner Maitresse zu machen, welches hohe Vorrecht die Damen der Häuser Schnuck-Muckelig und Schnuck-Puckelig seit Generationen hatten. Aber die Welt veränderte sich, das deutsche Reich, zu dessen reichsunmittelbaren Fürsten die von Hechelkram gehörten, hörte auf zu existieren, die Herren von Hechelkram hörten auf zu regieren; doch die Bewohner von Schnick-Schnack-Schnurr merkten nichts von der Welt da draußen und ihrer Umwandlung. Sie sehnen sich nach der Wirklichkeit, aber sie leben an ihr doch vorbei, weil sie die Realität an sich nicht sehen und erkennen, sondern nur ihr Traum- und Wunschbild. So geht notgedrungen das Leben an ihnen vorbei, und der Adel geht überhaupt an diesem Leben vorbei, innerlich ist alles vermodert und verwest. Und die Symbolik Immermanns geht soweit, daß das Schloß Schnick-

Schnack-Schnurr schließlich polternd zusammenstürzt, nur noch ein Schutthaufen von ihm übrig bleibt.

Der Freiherr von Münchhausen selbst, der Enkel des berühmten Lügenbarons, ist nicht so sehr als Adliger von Bedeutung wie als Begriff. Immermann bezeichnet ihn als „Zeitgeist in persona". Er irrlichtert im Leben umher voller Sehnsucht nach Wirklichkeit all seiner phantastischen Träume, aber er scheitert an sich selbst, weil er „zu groß und eigenwillig ist für die Begrenztheit seines Daseins, für ein demütiges Sicheinordnen in die ihn umgebende Welt" [19]). Münchhausen ist eine Ahasver-Natur, unruhig gehetzt durch dieses Leben, das er so gern meistern möchte, das er liebt und in dem er sich doch nicht erfüllen kann, weil er nirgends bluthaft und erdhaft verwurzelt ist. Er ist ein tragischer Mensch, der sich aufreibt an der Bedingtheit, in der er zu leben gezwungen ist, und der nur einen Ausweg für sich kennt aus der Trostlosigkeit seines Daseins· die Phantasie, die Lüge. Damit lebt er ein zweites Leben, baut sich und anderen Luftschlösser, gaukelt spielend und spielerisch durchs Leben, im tiefsten unbefriedigt und unglücklich, weil er nirgend hingehört, nirgend zu Hause ist und ihm niemand gehört: „Woher kommen wir als aus dem Nichts — Wohin gehen wir anders als ins Nichts? Wir entstehen, also werden wir auch vergehen. Leugnet die Konsequenz, wenn ihrs wagt? . . . ." (II, 210).

Diese Welt, darin der seelenlose Zeitgeist, der nur Gedanken und kein Gefühl hat, lebt, ist nicht organisch gewachsen, ist in einer „Treibhaushitze" hochgeschossen, geht zugrunde, muß „erst wieder verdorrt sein, um einem zweiten gesünderen Nachwuchse aus Wurzel und Schaft Platz zu machen". (Epigonen).

Dieses neue, junge Geschlecht ist jetzt im „Münchhausen" da. Während Immermann noch zur Zeit der Entstehung der „Epigonen" die Überzeugung hatte, „daß man, wenn man die Hand an dergleichen altes Gemäuer (den Adel) legt, leicht Vipern und Nattern mitaufstört, oder giftige Schwaden entbinden hilft", so kommt er im „Münchhausen" über dieses Bedenken hinaus und sieht den neuen Wuchs nicht aus einer andern Athmosphäre kommen, sondern gerade aus dem Verfall alter Formen und Ideen, aus dem Staub und Moder einer in sich selbst zusammengestürzten Welt, in der lebendigen Überwindung überlebter Anschauungen.

Der Welt des Scheins und der Farce, des morschen Adelsbesitzes ist die Welt der sinnvoll sich erfüllenden Ordnung des Bauernhofes gegenübergestellt. Nicht als Idylle, nicht in anmutiger Schilderung bäuerlichen Lebens, sondern als naturhafte, echte und stark gewachsene Formen, denen der Inhalt adaequat ist. Hier ist die Idee des unsterblichen Volkes lebendig; aus dieser Welt erwachsen die ur-

[19]) Paula Scheidweiler: a. a. O. S. 166.

sprünglichen Kräfte, die eine Regeneration des ganzen Volkes möglich machen.

Und in diesem Zusammenhang gibt Immermann, der die „Epigonen“ noch mit einem durchgehenden müden und pessimistischen Grundton geschrieben hat, einen befreienden, hoffnungsvollen Glauben an die Zukunft seines Volkes. Noch einmal wird auch hier das Ständeproblem aufgerollt. Aber nicht mehr mit bissigem Spott und scharfer Ironie, nicht mehr wird nur angegriffen und negiert, zu dem vernichtenden alten Stand der Aristokratie werden das gesunde Bauerntum und das gesicherte Bürgertum in Gegensatz gestellt. Wenn Immermann jetzt von der Idee des unsterblichen Volkes redet, dann denkt er zuerst an das Bauerntum, das noch erdhaft verwurzelt auf seiner Scholle sitzt, dann denkt er jetzt aber auch an das Bürgertum, und sieht in ihm nicht mehr nur den krämerischen Kaufmann und spekulierenden Industriellen; jetzt ist diese Mittelklasse ein freier selbstbewußter Stand geworden, ehrwürdig, tätig, wissend und arbeitsam. „Aus ihnen aber und aus dieser ganzen Masse haucht es mich wie der Duft der aufgerissenen schwarzen Ackerscholle im Frühling an, und ich empfinde die Hoffnung ewigen Keimens, Wachsens und Gedeihens aus dem dunkeln, segenbrütenden Schoße. In ihm gebiert sich neu der wahre Ruhm, die Macht und die Herrlichkeit der Nation.“ (I, 237). Denn „in dem Volke sind die Grundbezüge der Menschheit noch wach, da ist das richtige Verhältnis der Geschlechter noch ausgeprägt, da gilt das Geschwätz noch nichts, sondern das Gewerbe und der Beruf, den jeder hat, da folgt der Arbeit in gemessener Ordnung die Ruhe, da ist von Vergnügungen das Vergnügen noch nicht verbannt.“ (I, 239).

Demgegenüber kann der Adel nicht mehr als Stand angesprochen werden, weil in ihm keine Idee mehr lebendig ist. Die Aristokratie hat sich seit dem Ende der Barockzeit nicht mehr innerlich erneuert, es sind nur Formen und Formeln übriggeblieben. Jeder Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung wurde verloren, vor allem blieb der erste Stand außerhalb der großen geistigen Bewegung, „die mit Lessing begann und eine grenzenlose Erweiterung des gesamten deutschen Denkens, Wissens und Dichtens herbeiführte.“ (I, 240). So verkümmerte der Adel als Stand, die Lebendigkeit und der tiefere Sinn, die ihn zum ersten Stand einstmals berechtigt hatten, fehlt ihm nun ganz. Immermann spricht es noch einmal mit aller Klarheit und Deutlichkeit aus, doch ohne die Bissigkeit der „Epigonen“ und ohne den Spott der Schnick-Schnack-Schnurr-Kapitel im „Münchhausen“, daß die Welt des leeren Scheins und der hohlen Begriffe endgültig vorbei ist. Da der Adel aufgehört hat, als Idee zu existieren, da er sich nicht dem Gemeinsamen des Volkes verbunden hat, sind seine Ansprüche auf Führung und Bevorrechtung verwirkt, doppelt, weil ihm, nachdem das Volk mit dem Adel in Reih und Glied die Ehre des Volkes verteidigt, die Freiheit errungen hat,

ihm nur noch die Führung auf geistigem Gebiet übrig geblieben wäre. Dazu aber war er nicht fähig, da er Generationen hindurch den Geist vernachlässigt hat; so muß er jetzt Platz machen für die frischen, noch unverbrauchten und unverbildeten Kräfte, die aus dem Bürgertum kommen.

Nicht der Stand, nicht die Klasse sind jetzt Immermann mehr wichtig. Vielleicht sind sie noch notwendig, um Ordnung, Zucht und gesunden Aufbau des Staates zu garantieren. Wesentlich aber ist die große Idee des Volkes, in dem die wahrhaften Beziehungen der Menschen noch wirksam sind. Und die glaubt er gerade aus dem Bürgertum erwachsen zu sehen. Der Adel ist ihm ein „reines Garnichts" und kommt ihm vor „wie der Schwamm im Hause".

Auffallend ist bei diesem positiven Bekenntnis zum Bürgertum nur, daß dieses selbst im Roman gar keine wesentliche Rolle spielt, daß die beiden Pole der Romanhandlung der sterbende Adel und das unverbrauchte Bauerntum sind.

Aber Immermann sucht für seine Zeit den neuen Sinn, den neuen Inhalt. Das Bauerntum bewahrt sich in sich selbst, führt immer wieder neue, gesunde Kräfte in das Volk. Das Bürgertum aber ist erst wach und stark geworden und bahnt sich zielentschlossen seinen Weg in die Zukunft.

Und das ist die hoffnungsfrohe Gläubigkeit, die befreiend aus dem „Münchhausen" spricht, daß aus den Trümmern eines Standes, des Feudalismus, Immermann die blaue Blume reiner Menschlichkeit erblühen läßt. Über alle Grenzen und Schranken kastenmäßiger Gesetze hinweg gilt nur noch das reine Menschentum, das sich im „Münchhausen" in Liesbeth und dem Grafen Oskar von Waldburg erfüllt.

Liesbeth, das gibt der neuen zukunftsgerichteten Lebensanschauung Immermanns besonderen Wert und bedeutende Symbolik, ist die Tochter Münchhausens und der „einfältigen Gans" Emerantia. In ihrer Jugend erlag dieses Edelfräulein dem Drängen des Pseudofürsten von Hechelkram, alias Freiherr von Münchhausen, von dem sie erhoffte, einmal zur Maitresse erhoben und dann Stiftsfräulein zu werden. Aber der Fürst verschwand auf Nimmerwiedersehen. Die junge Baroneß gebar ein Mädchen, das einer alten Frau übergeben wurde. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß das Mädchen als Findelkind auf das Schloß Schnick-Schnack-Schnurr kam, unerkannt blieb und zu einem wahrhaften Menschen aufwuchs. Die Liebe dieses Findelkindes, des Kindes einer einfältigen Frau und des lügnerischen Barons Münchhausen zu Oswald ist die Kraft, die alles überwindet, was an Hemmung und Einengung der Zeit existiert. Hier ist ein Ewiges, weil ihr reines Menschentum alles Kleinliche, Lächerliche und Enge eines nur von sozialen Rücksichten bedingten Lebens besiegt, weil der Glaube an sich selbst und ihr gegenseitiges

Vertrauen so groß ist, daß nichts ihre Liebe bedrohen und vernichten kann, wenn sie es nicht selbst tun.

Die packendste, reifste und am tiefsten gestaltete Szene des ganzen Romans ist die, in der Liesbeth ihre Liebe verteidigt gegen die Standesvorurteile, die von der Kusine des Grafen Oswald ihr als Hinderungsgrund für eine Ehe vorgehalten werden: „Verhältnisse und immer Verhältnisse! Ei, ist es nicht auch ein Verhältnis, wenn ich seine Frau bin? Also Verhältnis gegen Verhältnis, und wir wollen erwarten, welches das mächtigere und bessere sei! Nehmen seine stolzen Oheime und Tanten ihn in ihre Arme, daß er darin ruhe und lächle und wachse und gedeihe? Nein. Aber ich werde es tun. Baut ihm Ihr König sein Haus auf? Aber ich werde es tun mit des Himmels Hilfe . . . . . Ich fühle mich garnicht gedemütigt dadurch, daß er ein großer Graf ist und ich ein geringes Mädchen ohne Herkommen bin. Er könnte noch zehnmal größer sein und ich dadurch keine Demütigung empfinden . . . . Je mehr er mir gibt, desto beglückter fühle ich mich. Denn seine Liebe ist überströmendes Geben und meine durstiges, lechzendes Empfangen . . . . Sie sind Frau und Sie waren Mädchen. Und nun haben sie Ihrem Gemahl Seele und Leib ergeben. Ihre Person haben Sie ihm hingegen und Ihre jungfräuliche Ehre. Sind wir darin nicht gleich? Hat die Braut eines Kaisers etwas Höheres als die Majestät ihrer jungfräulichen Ehre? Ich bin eine Jungfrau, meine gnädige Baronesse. In der Ehre der Jungfrau fühle ich mich geadelt und der Braut des Kaisers gleich. Demütig nehme ich alles an von Oswald, aber nicht gedemütigt, mit freudigem Stolz kann auch ich Mitgift nennen und Eingebrachtes, denn was Ihr Vetter mir geben mag, ich gebe ihm doch stets mehr, als er zu geben jemals imstande sein wird.“ (II, 397 ff.).

Das ganz einfache, schlichte Menschentum, indem sich der Geist der Ewigkeit ausspricht, siegt über den Zeitgeist, der ohne Tiefe, ohne Gehalt, nur über die Oberfläche des Lebens dahinstreift, nur die Formen, die Äußerlichkeiten sieht und kennt. Der Glaube an die ewigen Werte der Menschheit, an die Liebe, die alle Menschen umfassen soll, das ist der hoffnungsfrohe Schluß des „Münchhausen“. Über alles, Zeitliche, Gebundene hinaus, über Stände, Klassen und äußere Schranken, die die Menschen sich errichtet haben, weist Immermann zu dem Allgemeingültigen und Ewigen.

So spannt sich über dem „Münchhausen“ der Bogen befreiten und befreienden Menschentums. Es spricht aus ihm zuweilen noch gedrückter Pessimismus, aber der tiefe Humor und die kosmische Verbundenheit Immermanns mit den wirklichen Dingen des Lebens, die neue Erkenntnis von dem So-Sein der Welt und die Anerkennung dieses So-Seins, dies Alles gibt dem Werk seine epochale Bedeutung.

Der „Münchhausen“ geht über den Typus Zeitroman hinaus. Hinter dem großen Zeitbild wächst ein Weltbild von unmittelbarer

Totalität auf, weil in dem Roman die ewigen Lebensformen wesentlicher sind als die einzelnen Menschen. In der starken Begrenzung und Umgrenzung ihres Daseins, in der klaren Wirklichkeit erleben die Menschen ihre Erfüllung, auch die Erfüllung der Sehnsucht nach Unendlichkeit. Alle erstarrten Formen, aller Schein und jede Äußerlichkeit verschwinden vor den einfachen, großen und typischen Begebenheiten eines in sich geschlossenen, erdhaft verbundenen Lebens. Die Frage nach Stand und Rang, Adel und äußerer Würde wird klein und unwichtig gegenüber all den wichtigen Lebenskräften, die sich in einer Welt objektiver Seinsordnung verkörpern. In den „Epigonen" ist Resignation noch das Ende, ein ängstliches Ausweichen vor den Zeitkräften, die von zwei Polen her den Lauf der Welt ändern wollen. Im „Münchhausen" wird das alles unwesentlich gegenüber der Totalität einer Welt, die in ihrer ungebrochenen, gesunden Kraft alle die Zeit nur an ihrer Oberfläche bewegenden Mächte überwindet.

Die Überwindung alter, vermorschter Formen und Zustände liegt aber nicht in ihrer Negierung; Immermann kommt zum Positiven, zu neuen Lebensgehalten, zu einem neuen Weltgefühl, das sich in der Idee des „unsterblichen Volkes" erfüllt; im Bauerntum sind die ewig ruhenden Urkräfte, im freien Bürgertum die schaffenden Kräfte des Volkes. Der Zeitgeist geht unter, mit ihm alles, was falsch war, hohl und leer; der Geist der Ewigkeit aber bleibt, es bleibt der Geist der Gemeinschaft, wie er im Bauerntum wirkt, wie ihn das Bürgertum empfindet.

Im „Münchhausen" erfährt der Adel eine Betrachtung, wie sie in späteren Romanen des 19. Jahrhunderts nie mehr der Fall ist. Mit einer Leichtigkeit und Überlegenheit wird die Unkultur und Scheinkultur als lächerlich und überlebt abgetan wie nie zuvor und nie mehr später. Bei Immermann ist der Adel tatsächlich überwunden, durch die innere Kraft, mit der Immermann das neue Lebensgefühl sich errungen, er überwindet alle Oberflächen- und Zeiterscheinungen durch seine tiefe, wahrhafte Lebensgläubigkeit, die ihn „zum Wegbereiter, zum Führer tätig hingegebener Weltheiligung" (Wohrmann) werden läßt.

Mit dem „Münchhausen" ist alle Romantik überwunden, hat der große Realismus begonnen, der die Dinge und Menschen nicht nur äußerlich sieht, sondern sie in ihrem gegenseitigen Verhältnis, in ihren inneren Beziehungen und Bedingtheiten erkennt. Im „Münchhausen" ist die epische, objektive Weltordnung dargestellt, wie seit Goethes „Wilhelm Meister" nicht mehr, wie sie Immermann auch in den „Epigonen" noch nicht in solch stark geformter Art zu geben vermochte. Der „Münchhausen" gibt eine kosmische Universalität, zu der noch „das religiöse Bewußtsein von allen Tiefen des Menschengeistes, anderseits das konkrete Dasein, das politische und häusliche Leben bis zu den Weisen, Bedürfnissen und Be-

friedigungsmitteln der äußerlichen Existenz hinunter“ [20]) gehören. Immermann stellt eine objektive Seinsordnung dar, die in ihrem inneren Ausgewichtetsein vollkommen harmonisch ist, alle Dinge sind wie die Menschen von unmittelbarer Erdverbundenheit und von lebendiger Wechselwirkung zueinander.

So wird der „Münchhausen“, in dem ein Objektives und Substantielles Form und Gestalt erhält, durch das Einssein Immermanns mit dem Volk, durch die Verwurzelung von Dichter und Werk im tiefsten Sinn allen Daseins, der kosmischen Natur, Ausdruck eines Ewigen, allgemein Menschlichen, über alle zeitlichen Besonderheiten und Abhängigkeiten hinaus.

---

[20]) Hegel: a. a. O. Bd. 3 S. 331.

III. Kapitel.

Vom „Münchhausen" bis zum neuen Reich.

„In einer Epoche, wo der Adel sozial herrschte, zweifelte niemand an der ständischen Gliederung der Gesellschaft, so zweifelt jetzt, wo der Bürgerstand den entscheidendsten Einfluß im sozialen Leben übt, niemand an dem Gemeinschaftsbewußtsein, an der höheren Einheit aller Gesellschaftsgruppen. Aber gerade darum ist es jetzt um so notwendiger, darauf aufmerksam zu machen, daß auch der soziale Sondergeist durchaus nicht erloschen, daß er nur in die zweite Linie getreten ist, daß er statt der alten Bindungen neue geschaffen hat, und wahrlich als ein vollwichtiger Faktor in der sozialen Politik die höchste Beachtung verdient" [1]).

Diese neuen, sozialen Gruppierungen, die den Menschen dieser Zeit drohend unheilvoll schienen, brachten einen viel bewußteren und und aggressiveren Zusammenschluß des Bürgertums, was sich vor allem in der ungeheuren Macht des modernen Industriewesens deutlich machte. Die ständische Trennung der alten Gesellschaftsgruppen ist durch die immer stärker und größer werdende Allgemeinbildung, durch den sozialen und politischen Anspruch des Bürgertums aufgehoben worden; neue gesellschaftliche Formen wurden verlangt, neue Rechte und ein alle Klassen gleich verpflichtendes Staatsbürgertum wurde gefordert. Es zeigt sich jetzt, welch ungeheure Pionierarbeit auf diesem Gebiet die Jungdeutschen geleistet haben, wie stark und weitreichend ihre Themen- und Gedankenwelt war; und die geistesgeschichtliche Bedeutung — ihre literarhistorische ist ja relativ gering — erweist sich darin, daß ihre zunächst weltanschaulich erlebte und formulierte Betrachtung der politischen und soziologischen Probleme allmählich zur sozialen wurde, wie sie von der reinen Ideendichtung sich allmählich bis in die vordergründige Unterhaltungsliteratur entwickelte, und wie die jungdeutsche Geisteshaltung schließlich nicht mehr nur bei den geistigen Führern und Intellektuellen zu finden war, sondern sich bis ins Kleinbürger-

[1]) W. H. Riehl: a. a. O. S. 25.

tum erstreckte, und so das geistige Rüstzeug für die neue bürgerliche Klassenbewegung lieferte.

Immer noch suchten und fanden diese Strömungen ihren stärksten und unmittelbarsten Ausdruck in der Literatur, immer noch ist die Zeit eine vorzugsweise literarische, da die Regierungen sich kaum dazu verstehen konnten, dem Drängen des Volkes auf Erfüllung aller, seit Jahrzehnten garantierter Rechte nachzugeben.

Der Zeitgeist spukte noch immer und verwirrte die Köpfe. Und gerade die Periode, die auf den „Münchhausen" folgte, knüpfte wieder so unmittelbar an die literarische Tradition des Jungen Deutschland an, die Immermann in so großem Stil überwunden hatte, daß viele Romane, die nach dem Zeitroman Immermanns erschienen, im Grunde dieselbe literatenhafte Formung und Gestaltung aufwiesen, wie die Jugendwerke der Jungdeutschen. Noch hat sich nicht das Geschlecht klarer, in sich sicherer Menschen, die Natur, Leben und Geschichte mit all den Fasern ihres Seins umklammern und innerlich gestalten, indem sie ihre Zeit überwinden, durchgesetzt. Grübelei, Selbstbespiegelung und das in krankhafte Überspannung hineingehetzte Ich sind im besten Falle die Hauptträger der Werke dieser Jahre. Künstlerisch ohnmächtig, weil sie die Vorgänge meist nur äußerlich erzählen, ohne sie aus den Menschen und ihren Schicksalen heraus zu gestalten, fehlte diesen Romanen, die sich zwar mit allen Lebensbedingungen der Zeit füllten, die Lebendigkeit der plastischen Gestaltung und die epische Objektivität eines Weltbildes ihrer Gegenwart. Man kann Julius Babs Ausspruch: „Immermann war ein Genie und gar kein Talent" [2]) auf die Schriftsteller nach Immermann umkehren und von ihnen sagen, daß sie nur Talente waren und gar keine Genies.

Wichtig für unsere Betrachtung sind die Romane dieser Periode deshalb, weil selbst in den literarisch flachen und unbedeutenden immer wieder die sozialen und soziologischen Probleme behandelt und in den Mittelpunkt gestellt werden, wenn oft auch nur oberflächlich und mehr im Ton geistreicher Salonunterhaltung. Besonders wichtig und typisch für den Begriff des sozialen Romans ist dabei, daß nicht mehr der Mensch als Persönlichkeit eine Rolle spielt, sondern fast immer nur als Vertreter eines Standes, als Teil eines Kollektivums, als Typus. Die Menschen sind nicht mehr persönlich, sondern gesellschaftlich erfaßt. Diese Tatsache beweist aber, daß bei allem Bestreben nach demokratischer Staatsordnung, bei aller Sehnsucht nach der allgemeinen Gleichberechtigung, doch das Bewußtsein eines nach ständischen Gruppen geordneten Staates immer noch lebendig ist, wenn auch das Bevorrechtetsein eines einzelnen Standes aufs schärfste bekämpft wird. Dies Bewußtsein

---

[2]) Julius Bab: Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrh. mit dem Geist der Romantik. Berlin 1914, S. 69.

eines Gemeinschaftsgeistes, der sich korporativ äußert, ist stärker vorhanden als zuvor; das geistige Erbe der Romantik erhält hier Gestalt, allerdings meist nur in flacher und oberflächlicher Weise. Zugleich zeigt sich dabei, wie wir im Kapitel über den romantischen Roman schon bedeuteten, die Tragik, die den Ideen der Romantik beschieden ist, weil dies Gemeinschaftserlebnis sich nicht in der Synthese aller Klassen und Stände zur höheren Gemeinschaft eines korporativ gesund aufgebauten Staates erfüllt, sondern im erbitterten Kampf der einzelnen Stände gegeneinander. Noch immer steht im Mittelpunkt der Kampf um die Aristokratie. Dabei wird auf Seiten des Bürgertums immer mit der Kant'schen These gearbeitet, daß der Adel ein Rang sei, der dem Verdienst vorhergeht, dieses aber keineswegs zur notwendigen, nicht einmal zur gewöhnlichen Folge hat. Man streitet dem Adel das Recht ab, sich als besonderen Stand zu bezeichnen, man stellte die Frage nach dem besonderen und eigentlichen Beruf der Aristokratie. Da man keine Antwort darauf fand, so negierte man den Adel als Stand im Ganzen. Man griff auch hier auf jungdeutsche Anschauungen und Formulierungen zurück, und man erweiterte sie auch wieder, indem man dem Begriff der Geburtsaristokratie, die ohne eigenes Verdienst Rechte in Anspruch nahm, den Begriff der Geistesaristokratie entgegensetzte. Zu dieser Geistesaristokratie rechnete man die geistigen Führer des Bürgertums, die Intellektuellen und auch die Adligen, denen es um mehr als äußere Aufrechterhaltung des alten Standesprinzips ging, die das ganze Volk in die große Gemeinschaft des Staates einbezogen wissen wollten.

Der Adel selbst wollte begreiflicherweise von einer solch ideellen Erweiterung des Standes nichts wissen, mit ganz wenig Ausnahmen, wie es auch merkwürdigerweise auch Ausnahmen bleiben, daß Adlige selbst zu diesen Problemen, die ihren Stand bedrohten, literarisch sich äußerten.

Den größten Erfolg zu ihrer Zeit hatte mit ihren Romanen die Gräfin Ida Hahn-Hahn, obwohl oder vielleicht gerade weil ihre Werke durchaus zur „Vordergrundliteratur" zu rechnen sind, wie Alfred Kleinberg diese Literatur nennt, der weltanschauliche und geistige Tiefe fehlt.

Die Gräfin Hahn schrieb Adelsromane, wenn man diesen Begriff in seiner äußerlichsten Bedeutung nehmen will. Alle ihre Geschichten spielten sich nur in Adelskreisen ab, ihre Heldinnen sind alle Geburtsaristokraten, ihre Helden mit ganz verschwindenden Ausnahmen ebenfalls. Und trotzdem ist aus all ihren Büchern nichts Wesentliches über den Adel zu erfahren; nur die vornehme Lebensweise, der geistvolle Unterhaltungston der Gesellschaft und als einzig modern behandeltes Problem — wobei sie durchaus den Spuren der sonst von ihr befeindeten Jungdeutschen folgt — die „Emanzipation des Fleisches" sind die Probleme ihrer Romane. Für die

Hahn ist der Adel ein für eine kultivierte Lebenshaltung prädestinierter Stand, dem natürlich auch das Vorrecht zu eigen ist, die höchsten staatlichen und gesellschaftlichen Würden zu tragen. Wenn schon ein Bürgerlicher einmal der Held ist, wie z. B. in „Cecil“ (1844), dann ist er schon nicht mehr ein gewöhnlicher Bürgerlicher, mehr schon ein genialer Mensch, der ungeheure Geistesgaben und — für sie das Wichtigste — durchaus den Lebensstil der Aristokratie hat. Doch kennt sie den Begriff der Geistesaristokratie nicht, sie hält sich nur an das einzelne, besonders hervorragende Individuum, das wert ist, auch von Adligen als Mensch anerkannt zu werden. Genialische Lebenskraft haben noch mehr ihre Frauen, denen sie meist einen dämonischen Zug gibt, der sie über die übrigen Sterblichen erhebt. Die Gräfin Faustine in dem gleichnamigen Roman (1841), die Melusine in „Ulrich“ (1841), die diesen Typ nach der melancholischen Seite abgewandelte Gestalt der Vincenza in dem Roman „Der Rechte“ (1839) sind alles Frauen, die an der maßlosen Übersteigerung ihres Ich, das sich oft in romantischer Hysterie äußert, zugrundegehen an der Maßlosigkeit ihrer Sehnsucht nach Liebe, durch die sie erlöst werden wollen.

Mehr aber ist als Gehalt in den Romanen der Gräfin Hahn nicht zu finden. Als soziale Romane unter dem Gesichtspunkt des Adelsromans kommen sie nicht in Betracht, weil ihnen das wirkliche Verständnis für die sozialen Strömungen und Nöte der Zeit völlig mangelt. Über die Sphäre des Salons kommen sie nicht hinaus, wenn auch oft scharfe und bittere Bemerkungen, harte Kritik an der Unwahrhaftigkeit und Oberflächlichkeit der obersten Gesellschaft nicht fehlen. „Eine spätere Zeit wird in denselben viel lehrreichen Stoff zur Erkenntnis der Schwächen unserer Aristokratie finden . . . .“ Die Gräfin Hahn hat ihre Bücher, Romane „aus der Gesellschaft“ genannt. Sie denkt sich freilich unter der Gesellschaft etwas ganz anderes als wir, aber wir können sie immerhin auch in unserem Sinne beim Wort fassen: „Es sind in der Tat soziale Romane, sehr verunglückte freilich, indem in den meisten dieser aristokratischen Frauenromane der Kultus gerade des Außenwerkes der Aristokratie in seiner Poesielosigkeit auf die Spitze getrieben ist, werden sie förmlich zu destruktiven Schriften.“ (Riehl, a. a. O. S. 28).

Tiefer als die Hahn-Hahn sieht Alexander von Ungern-Sternberg in seinen Romanen „Diana“ (1842) und „Paul“ (1845) die Probleme seiner Zeit. Hier setzt ein Adliger mit ganz bewußter Kritik an dem flachen, nur auf Standesrepräsentation bedachten Adel ein; hier ist schon ein Wille zu einer Reform zu spüren, den Adel als Stand wieder zur sinnvollen Lebensführung und zu sozial verpflichteter Stellung gegenüber der Gesamtheit des Volkes zu bekehren.

In der „Diana“ entwickelt er die Lebensanschauungen der Aristokratie im alten Sinn. Die Handlung ist sensationell und span-

nend geschildert ohne große menschliche Linie. Judith, die Tochter eines moralisch bedenklichen Juden, wird mit einem Adelskind verbrecherisch getauscht und als Gräfin mit der ganzen bevorzugten Ausbildung einer solchen erzogen. Sie wird von einem Grafen geheiratet und von einem früheren Geliebten später aus Rache ermordet. Wichtig ist in dem Roman nur die Figur eines alten Grafen und ehemaligen Generals, der die napoleonischen Kriege mitgemacht und später sich in Pommern auf sein Rittergut zurückgezogen hat, wo er als unumschränkter Gebieter absoluter als je ein Fürst im Zeitalter des Absolutismus herrscht.

Dieser General lebt ganz im Stil des herrischen Junkertums, regiert über Land und Leute, wie zu Zeiten der Leibeigenschaft, gebietet über Gut und Leben seiner Untertanen, bekämpft alle Agrarreformen der Regierung, die zugunsten der Bauern erlassen werden. Und er verteidigt mit aller Macht und Widersetzlichkeit seine alten feudalen Vorrechte gegen die neuen Gesetze. Er haßt alles, was die Unabhängigkeit des Adels bedroht, selbst den Fürstendienst bei Hof, noch mehr das Beamtentum und die Diplomatie, auch wenn sich dabei dem Adel die höchsten staatlichen Stellen öffnen. Er will nur sich selbst gehören und dem Stand. In ihm ist ein ungeheuer starkes Standesbewußtsein, ein großer Familiensinn ausgeprägt, voll Stolz schaut er auf die lange Reihe seiner Ahnen zurück, die als Ordensritter schon das Land eroberten und besaßen. Etwas von diesem alten, wilden Ordensrittertum steckt noch in ihm wie in allen seiner pommerschen Standesgenossen: „Dies alles will andeuten, daß der verpöhnte Name Aristokrat in jenen bezeichneten Gegenden noch in seiner ganzen stolzen Herrlichkeit, aber auch in seiner ehrenhaften Gesinnung herrscht. Die edelsten Namen der preußischen Geschichte sind hier zu finden, aber sie leben einsam und zurückgezogen. Selten sieht man diese Grandseigneurs in dem modernen Berlin, und am Hofe ihres Königs erscheinen. Sie bewahren streng ihren Unabhängigkeitssinn . . . Die zwei mächtigsten Pfeiler, auf denen das Ordensgebäude ruht, Gott und die Ehre, scheinen noch unverwandelt die Stützen zu sein, die die Ideen des Adels tragen.“ (Diana, II, 156).

Dieser alte Graf, starr und unerbittlich, ein echter „Kreuzzeitungsritter“, wie ein Beiname der Adligen in jener Zeit lautete, ist antirevolutionär, doch nicht so sehr aus Demokratenhaß, wie aus Ablehnung der ganzen, nach seiner Ansicht verwaschenen und lauen Haltung, die die Fürsten dem Volke gegenüber einnehmen. In diesem Nachgeben gegenüber den liberalen Forderungen der Konstitutionellen sieht er einen viel größeren Schaden und das Grundübel der Zeit. Darum soll der Edelmann auch nicht Fürstendiener sein, denn „der König ist auch nichts weiter als ein Edelmann, und es läßt schlecht, wenn ein Bruder des anderen Knecht ist.“ (II, 208). Er will die Fürsten nicht über sich gelten lassen, da seine Vorfahren einst

„Fürsten gemacht, aber keinem gedient haben. Und wäre es einst gewesen, damals waren andere Zeiten. Die Fürsten waren bedrängt auf ihren Thronen. Wir schützten sie und sie waren dafür dankbar, indem sie unsere Buben nahmen und ihnen feine Sitten lehrten, indem sie aus unserer Mitte ihre Weiber nahmen und aus unserer Mitte ihre Räte und Freunde. Allein ist es jetzt noch so? Schützen die, die wir reich gemacht haben und erhoben, schützen die uns jetzt, da der fette Roturier über uns herfällt, da der Pfefferdütenkrämer unsere Äcker uns abfeilscht, da der Jude mit seinem Papiergeld unsere Burgen kauft? Wo sind da die Egoisten in Purpurgewändern, kommen sie heran, um unser Leben, unser Weib, unser Gut zu schützen? Gehen sie ehrlich für uns in den Krieg, wie wir damals für sie gingen? Nein, sie huldigen dem sogenannten Zeitgeist, sie lassen uns berauben und plündern, sie lassen unsere Schlösser auspfänden. . . . . O freilich, sie glauben uns jetzt entbehren zu können; eine zugestandene Anleihe bei Rothschild ist mehr wert als die treue Liebe, die ehrenhafte und biedere Anhänglichkeit einer ganzen Ritterschaft.“ (II, 223 ff.).

Sternberg fordert eine solche Haltung und Gesinnung von dem Adel, wenn er sich seiner Aufgabe bewußt werden soll, wenn er wieder Vertreter des Volkes im besten Sinne sein soll. Damit glaubt Sternberg den Adel sogar reformieren, den Stand wieder zu seiner eigentlichen Bedeutung und berechtigten sozialen Stellung wieder zurückführen zu können. Er hat dabei allerdings einige Bedenken, ist sich über die Gefährlichkeit einer allzu starren und rigorosen Auffassung des Standesbegriffes im Klaren, besonders, wenn sie zur Hypertrophie führt, nur im adligen Blut die Stärke des Standes zu sehen im Glauben, nur durch die Blutabstammung aus feudalem Geschlecht die Kraft zu haben, mit der Welt fertig zu werden. Diese Überheblichkeit, das gibt Sternberg zu, führt zum Untergang der Aristokratie: „Die Laster des Geschlechtes sind dessen Untergang . . . . Durch seine eigene Torheit sinkt ein Stand. Nicht die äußeren Feinde sinds, die euch bedrohen, eure eigene Herzensverhärtung ists, die euch stürzt“ (III, 239). Eine alte Bäuerin sagt dies warnend dem alten General. Aber die Grundstimmung der Diana ist doch harter egoistischer Feudalismus, der keinerlei Konzessionen an die veränderte Zeit und ihre neuen Lebensbedingungen machen will.

Gelockerter und mehr den neuen Lebensanschauungen geöffnet ist Sternbergs zweiter Roman „Paul“. Hier übt er schon scharfe Kritik an dem Gebaren der Aristokratie, gibt in lebendigen Schilderungen feinbeobachtete Bilder des Adelslebens am Hof in Berlin und in Gardeoffizierskreisen und ebenso vom Landleben der Aristokraten, wobei er treffliche und manchmal auch karikierte Typen zeichnet. (Bd. 1 Kap. 8 S. 75 ff., Kap. 10 S. 103 ff., Kap. 11, Kap. 14 S. 165 ff. und Kap. 16 S. 202 ff.).

Paul von Brunswick, ein reicher junger Grundbesitzer und Gardeoffizier, lebt in dieser oberflächlichen, nur auf Genuß und Ausnutzung der Geburts- und Besitzvorrechte bedachten Gesellschaft. Er macht solch üble und widerliche Erfahrungen mit der Hohlheit und Unwahrhaftigkeit dieser Menschen, die leichtsinnig und gewissenlos über dem Abgrund des sozialen Vulkans leben, daß ihn Ekel und Verachtung packt, besonders als er von einem schlesischen Weber in einem stillen Gebirgsdorf über die wahren, fürchterlichen Zustände der Zeit und über die soziale Not des Volkes aufgeklärt wird. Da ergreift ihn der Jammer und er will sein bisheriges Leben nicht mehr weiterführen. Geld, Besitz und Bequemlichkeiten seines bevorrechtigten Daseins wirft er von sich: „Ich werde arm, ich werde ein Bettler, ich lege mein Vermögen, meinen Rang, meine Ansprüche von mir. Ich will in der untersten Klasse der Gesellschaft anfangen, mit Not und Mühe will ich mir das Brot meiner Tage schaffen. Ich will euch zeigen, daß Gold nichts ist, daß das Herz, die Gesinnung alles ist". (I, 279). Diesem Lebensplan liegt als Hauptidee nächst dem Opfer, das er nach seiner Ansicht der Menschheit bringt, der Wille zum Kennenlernen von Tun, Denken und Leben des Volkes zugrunde. Auch will er mit seiner Tat seinen Standesgenossen ein Vorbild der Selbstverleugnung geben. Paul will den Adel neu organisieren, will dabei zuerst einmal diese Reform an sich selbst praktisch und konsequent durchführen; denn darauf kommt es ihm vor allem an: die Aristokratie zu dem weltgeschichtlichen Beruf führen, die Reorganisation der Gesellschaft auch bei sich zu beginnen, wie sie es einst im Mittelalter getan. Dazu verlangt er eine Reinigung und Läuterung des Standes, eine Erweiterung der geistigen und sozialen Erkenntnisse des Volkes. Paul wird Gärtner, nimmt an geheimen Versammlungen von Kommunisten teil, geht in ein Handelskontor als Schreiber, betätigt sich als Buchhändler und Journalist, nimmt eine Stelle als Gerichtsschreiber an. So lernt er das Leben von seinen verschiedensten Seiten mit all seinen Schwierigkeiten und Unschönheiten kennen. Aber hierbei überkommt ihn die große Resignation. Er sieht überall dasselbe Elend, dieselben Fehler, Neid, Mißgunst, Geldgier und Unehrlichkeit. Da verzichtet er auf ein weiteres Wirken, geht wieder auf sein Gut zurück, wird wieder bewußter Aristokrat. Er zieht den Stand der sozialen Schranke dem Stand der sozialen Schrankenlosigkeit, den er im Volk in seinen untersten Schichten gefunden zu haben glaubt, vor. So findet, bei allem ehrlichen Willen, Sternberg auch im „Paul" keine Lösung für die Adelsfrage, er zieht sich auf einen bequemen Konservatismus zurück. Die Problematik der Zeit wird von Sternberg zu sehr von außen, zu leicht genommen. Er ist im Grunde doch zu sehr Aristokrat, zu stolz auf seinen Stand und seine Familientradition, und hat letzten Endes nicht dies Verständnis, das notwendig ist, um all die die Zeit bewegenden Fragen von innen heraus zu erfassen, wirklich an ihrer Klärung und Lösung mithelfen

zu können. Er bleibt ein sehr kultivierter Weltmann, dem die Berührung mit dem Volk irgendwie unsympathisch ist. Auch treibt ihn mehr ein schriftstellerisches Talent, das im feinen Konversationston sich erfüllt, zu schreiben, als der Zwang innerer Fülle. „Der Grundzug dieser Bücher ist Vorliebe für alte Sitte, die im Herzen neben einem aufgeklärten Geiste wohnt. Sternberg wehrt sich gegen eine moderne und frivole Zeit, die seinen erlernten und liebgewordenen Begriffen nicht zusagt, aber er wehrt sich mit modernen Waffen. Er glaubt nicht, selbst dieser Zeit anzugehören, weil er sie ein ganzes Buch lang angreift. — Sternberg wird sich über Lebensfragen der Bildung nie anders als in langen Dialogen eröffnen; der Drang, nach allen Seiten zu erschöpfen, ist ganz ehrenwert, aber der konzise Treffer ist der Stempel des Genius. . . . Stattdessen zerflattert bei ihm sogar die populär gewordene Meinung in die vielfältige Ungewißheit“ [3]).

Die Hahn-Hahn und Sternberg, beide versuchen sich in der Schilderung der sozialen Zustände ihrer Zeit, gesehen vom Standpunkt der Aristokratie, ohne dabei ein episches Weltbild, eine objektiv gestaltete Totalität zu geben, ohne von der Lebensmitte auszugehen.

Max Waldau (Georg Spiller von Hauenschild) leidet unter den Verhältnissen seiner Zeit, empfindet mit starkem Schmerz die Not und das Elend des Volkes. Auch er gibt in seinen Romanen „Nach der Natur“ (1851) und „Aus der Junkerwelt“ (1852) Zeitbilder, in denen er die soziologischen und politischen Strömungen zu schildern versucht. Er bemüht sich mit tiefem Ernst um die im Vordergrund stehenden Fragen, aber auch er kommt nicht zu einer objektiven Darstellung, gibt im einzelnen scharf beobachtete und sicher gestaltete Zeichnungen von Situationen und Charakteren, ohne im Gesamten die Geschlossenheit einer Totalität zu finden. Gutzkows Urteil über Sternberg läßt sich auch auf Waldau teilweise anwenden, auch er verliert sich in Diskussionen und Dialoge, statt die Probleme aus den Begebenheiten heraus zu gestalten, er vermag sie nicht in unmittelbare Beziehung zueinander zu setzen und die Wechselbeziehung von Menschen und Dingen zu der künstlerischen Form zu steigern, um eine epische Universalität seiner Zeit zu geben. Wo er Stellung nimmt zu den Fragen seiner Zeit, da geschieht das nicht durch die Gestaltung, sondern in langen Abhandlungen, „gleichsam um die Überfülle der Studien und Gedanken, die im heißen Drange des Erkennens nicht bildhaft gestaltet werden konnten und überströmen, dem Leser als reine Erkenntnisse zu vermitteln. Da stehen mitten im ruhigen Flusse der Erzählung solche Gedanken wie mächtige eratische Blöcke, die das Befremden und Erstaunen des Beschauers erregen. So ausgedehnt diese Betrachtungen auch oft sind, immer

---

[3]) Gutzkow in „Hallesche Jahrbücher“ 1838 Nr. 46 S. 366 ff. u. Nr. 47 S. 376.

erhalten wir nur Bruchstücke . . . . aber nirgends ein abgerundetes Bild“ [4]).

In den beiden Romanen, die wir zu betrachten haben, nimmt er eine scharfe Stellung gegen den Adel ein: „Ich mag keinen Vorzug! Mein Privilegium bin ich selbst; und das kann mir weder gegeben noch genommen werden“. (Nach der Natur III, 285). Seine politische Anschauung ist Anarchismus, ein Edelanarchismus, der aus seiner durchaus idealistischen Weltanschauung resultiert; doch will er nur als theoretischer Anarchist gelten, jede Gewalt und Brutalität im politischen Leben lehnt er ab. „Alles Herrschen und Beherrschen ist inhuman und schon darum verwerflich; nivelliert aber kann nur durch Bildung und freie Entwicklung werden; die Gleichstellung, der Sieg der Humanität über all die tausend und abertausend Borniertheiten staatlicher, gesellschaftlicher und religiöser Verhältnisse wird bedingt und bedingt selbst die Anarchie. Die Anarchie, die ich meine, kommt nur durch die Bildung, durch die Sittlichkeit, sie ist die Konsequenz beider und der polare Gegensatz der Anarchie der Brutalität. . . . Ob ich nun mit diesem Glaubensbekenntnisse Reaktionär, Aristokrat oder sonst was geheißen werde, ist am Ende gleichgültig.“ (Aus der Junkerwelt, S. VIII).

In einem solchen Weltbild hatte der Adel natürlich keinen Platz mehr. Aber Waldau bekämpft ihn nicht einmal mit Unerbittlichkeit, er sieht in ihm schon das Abgestorbene, Überlebte. „Uns fällt es nicht ein, den Stamm umzuhauen, um die dürren Blätter, die ja ohnehin abfallen müssen, bequemer abzupfen zu können. Die Tradition steigt aber mit dem Leimtiegel auf die Aeste und klebt das tote Laub aufs Neue fest.“ (Aus der Junkerwelt, II, 33). Und er will in seinem Roman nicht so sehr den Adel bekämpfen, wie den Sozialismus verbreiten. In einem Brief an Adolf Stahr vom 25. April 1850 schreibt er: „Es gilt die Idee der Zeit und vor allem den Sozialismus der edlen Gattung salonfähiger zu machen. Solange er in der Bluse auf der Straße die Faust ballt . . . . . ist er der Feind der Gesellschaft; ziehe ich ihm aber erst Battisthemden und einen guten Frack an, sodaß er in seiner äußeren Erscheinung im Salon nicht störend auffällt, so gewöhnen sich die Menschen nach und nach daran, ihn für berechtigt zu halten“.

„Nach der Natur“ spielt sich nur in Adelskreisen ab, in Tirol, in Oberschlesien und in Baden ereignen sich die Begebenheiten. Der Maler Stein und die junge Gräfin Wentheim stehen im Mittelpunkt der Handlung, die, eine Liebesgeschichte mit einigen Konflikten, sich vor dem dunkel drohenden Hintergrund der Revolution von 1848 und den sozialen Umwälzungen, dem Aufkommen des Sozialismus und des Proletarierstandes abspielt. Der Maler Stein, in dem die zeitgenössische Kritik ein Selbstportrait Waldaus sehen wollte, ist ein

---

[4]) Karl Schumacher: Max Waldau i. Germ. Studien Bd. 38, 1925, S.

dämonisch-genialer Mensch, der seinen ganzen Willen und sein ganzes Handeln darauf einrichtet, dem Sozialismus zum Siege zu verhelfen. Das Recht des Volkes auf seine wirtschaftliche und moralische Unabhängigkeit und Freiheit wird von diesem Maler gefordert. Nur das Volk und seine sozialen Verhältnisse sind ihm wichtig; und da der Adel Rechte noch im Besitz hat, denen die innere, moralische Grundlage fehlt, müssen sie ihm genommen werden: „Dem Erbadel liegt eine Idee zugrunde, ein Schluß, eine Berechnung, bei der ein höchst wichtiger Faktor nicht beachtet wurde. Durch irgend eine bedeutende Tat erwarb der Ahnherr in der besten Zeit den Adel. Man ehrte das Verdienst des Vaters im Sohne und glaubte, daß die hohe Gesinnung sich im Blute fortpflanze. Man setzte eine Notwendigkeit voraus, während der Zufall freies Spiel hatte — hinc illae lacrimae —! Ich muß den Vorwurf, aus der Geschichte nichts lernen zu wollen, den Verteidigern zurückgeben. Denn die Beispiele von Ausartung, von Schändung des Adels haben keine Zahl. . . . . Ich halte jedenfalls die willkürliche Bevorzugung einzelner in ihren Konsequenzen für eine schmachvolle Beeinträchtigung der ursprünglichsten Menschenrechte; eine Aristokratie der Bildung und des Geistes lasse ich gerne gelten." (I, 82).

Das ist die Grundtendenz, die durch das ganze Buch sich hinzieht, ohne allerdings einmal noch deutlicher und wesentlicher hervorzutreten. Es werden da und dort noch Bemerkungen gemacht, aber wie die zitierte Stelle stehen sie ohne inneren Zusammenhang, mit der Handlung, als sehr doktrinäre und oft auch langweilige Unterhaltungen im Buch. Die Vertreter der Aristokratie werden bei der Grundeinstellung Waldaus überraschend in sehr toleranter Weise geschildert. Der alte Graf Haldenfels, ein entfernter Verwandter der Gräfin Wentheim, vertritt den Standpunkt des überzeugten, aber gemäßigten Anhängers der Royalisten- und Restaurationspartei. Seine Meinungen sind die allgemein üblichen Argumente der Aristokraten gegen die neue Zeit. Die Gräfin Wentheim hat eine sehr gelassene, nur nach dem Utilitätsgrundsatz sich richtende Einstellung zum Problem des Adels: „Was den Adel anbelangt, so habe ich ihn immer nur als das Mittel wert gehalten, das mir ohne Schwierigkeiten die besten Gesellschaften öffnet. Sonst ist er mir nichts als der von den Vätern ererbte Name. Der Vorteil, dessen ich erwähnte, scheint mir aber so groß, daß ich ihn nie aufgeben möchte, ich würde mich in einer fremden Sphäre nicht heimisch fühlen können." (I, 83).

Bei aller gedanklichen Ablehnung der Aristokratie, bei aller sozialistischen Tendenz bleibt Waldau trotzdem frei von jeder Gehässigkeit in der Schilderung der Adligen selbst, höchstens etwas freundlichen und gutmütigen Spott hat er, wenn er z. B. den schlesischen Landadel in seiner Verbauerung und Unkultur zeichnet. (II, 184 ff.). Aber es kommt ihm gar nicht so sehr auf die Menschen an, wie auf die Ideen. Und die Idee, die er in seinem Roman ver-

ficht, ist: das souveräne Volk; „Wir brauchen eine Hand, aber den Kopf hat das Volk, die Hand darf nur ausführen, was der Kopf diktiert. Der Name dieser Hand, ob König oder Präsident, scheint mir gleichgültig, nur muß sie abgehauen werden, wenn sie ihrer Pflicht nicht genügt." (I, 81).

Noch schlimmer als in „Nach der Natur" ist das Theoretisieren über die Zeitprobleme in Waldaus zweitem großen Roman „Aus der Junkerwelt". Da sind seitenlange Abhandlungen über Politik, über soziale Reformen, über Religion, Kunst und Wissenschaft. Alle diese Ausführungen könnten ohne Schaden gestrichen werden, da sie losgelöst von der eigentlichen Romanhandlung dastehen, die diesmal eine viel bewegtere und spannendere Linienführung aufweist. Zwei Entwicklungen werden gegeneinander geführt; ein Aristokratengeschlecht wird in seiner Degeneration und seinem Verfall geschildert, ein Bürgerlicher im Herrschaftsbezirk dieser Familie in seiner Entwicklung zu Ansehen, Reichtum und Erfolg. Dieser Handwerker, Fritz Hennings, verfolgt die Aristokratie mit einem furchtbaren Haß, der sich beinahe bis zum Paroxysmus steigert, wie er erfährt, daß er ein Nachkomme eines von seiner Familie verstoßenen Grafen ist, daß er mit dem untergehenden Grafengeschlecht sogar verwandt ist. Die Mischung mit bürgerlichem Blut verleiht diesem Kunstschnitzer Energie und Kraft, um sich durchzusetzen, durch Arbeit und glückliche Spekulation vermehrt er sein Vermögen ungeheuer. Er kauft im Geheimen alle Ländereien der gräflichen Familie auf, um diese allmählich von ihrem Besitz vertreiben zu können. Der Kampf zwischen altem feudalem Grundbesitz und neuem Kapitalismus wird hier angedeutet. Aber Waldau führt diesen Konflikt nicht konsequent bis zum Ende. Er gibt einen versöhnlichen Schluß, der Sohn des gräflichen Handwerkers und Kapitalisten heiratet die reine Aristokratin aus dem zuerst so befehdeten Geschlecht. Eine Kompromißlösung, die all die sozialen Fragen, die im Roman dauernd aufgeworfen werden, in keiner Weise beantwortet. So ist „Aus der Junkerwelt", trotz der stärker konzentrierten Handlung, gerade der Vielfalt der behandelten Probleme und den entsetzlich langen, philosophischen und wissenschaftlichen Betrachtungen zwischen der eigentlichen Handlung erlegen; es ist noch weniger als in „Nach der Natur" eine ideelle und formale Geschlossenheit erreicht worden; ein episch objektiviertes Weltbild ist hier ebensowenig gegeben wie dort.

Aber Waldau wollte das nicht einmal; es war ihm wichtiger, seinen Zeitgenossen Vorlesungen über die brennenden Zeitfragen zu halten als ein Kunstwerk zu schaffen. Da er keine Professur hatte, so schuf er sich seinen Lehrstuhl in seinen Romanen. Noch während der Abfassung des Romans „Aus der Junkerwelt" schreibt er an Robert Franz am 14. Juli 1850: „Mein jetziges Werk wird einen Sturm hervorrufen, denn seine Negation ist eine auf lauter wissenschaftliche, namentlich aber auf physiologische Untersuchungen

begründete, die von seiten der Herren Professoren und Naturforscher kategorische Aufmerksamkeit fordern. Zugleich wird es nachweisen, warum ich, der ich mindestens ebensosehr „Professor“ als Dichter bin, als Belletristiker und nicht als Professor auftrete. Man hat nach der ersten Arbeit einen Maler, Musiker etc. kurz einen Künstler aus mir gemacht, ich gebe mich nun überwiegend als Naturforscher, ja sogar als Arzt.“

„Aus der Junkerwelt“ besitzt einen großen menschlichen Wert, „Nach der Natur“ aber gibt ein kulturhistorisch interessanteres und bedeutsameres Bild von den sozialen und soziologischen Ideen der Jahre um die Revolution von 1848. Besonders wichtig ist „Nach der Natur“ aber durch das starke, positive Bekenntnis zum Sozialismus, den auch Robert Prutz in seinem „Engelchen“ (1851) und Ernst Willkomm in „Weiße Sklaven“ (1845) behandeln.

Genau so wie Waldaus Romane leidet auch Lewin Schückings Zeitroman „Die Ritterbürtigen“ (1846) unter der Belastung von zuviel Diskussionen. Auch Schücking will mit seinem Roman mehr belehren als irgendetwas künstlerisch gestalten und formen. So schreibt er selbst: „Eine Idee aber ein Gedanke genügt uns nicht mehr als Grundlage und Keim für ein Kunstwerk, als Inhalt für eine Kunstform. Wir wollen gleich eine ganze Welt von Ideen, die nacheinander auf uns eindringen wollen, eine ganze Heerschar von Gedanken, jeder in irgendeine auffallende und schreiende Uniform gekleidet, soll an uns vorüberziehen; wir wollen Fragen stellen an jeden, wir wollen sie mustern und am Ende soll ein ganzes Register der Schöpfung oder das Leben in Abbreviaturen vor uns liegen, daß wir übersichtlich vor uns haben, worauf unsere Lebensphilosophie Rücksicht nehmen und was sie zu Resultaten verarbeiten muß“ [5]).

Die Ideen, die er in seinen Werken hauptsächlich verficht, sind Loslösung von der Kirche und Anerkennung eines Geistesadels, der an Stelle des überlebten Geburtsadels treten soll. Schücking ist im Grunde zwar aristokratisch-konservativ gesinnt, aber er hat durch seine historischen Studien sich den Blick für geschichtliche Entwicklung geschult und steht sehr unter jungdeutschem Einfluß; auch romantische Elemente und dies besonders in seiner Stellung zur ständischen Frage sind bei ihm zu finden. „Es ist von vornherein für Schücking die Grundformel aufzustellen: ein von Natur aus aristokratisch-konservativer Charakter, der stets mit liberalen Ideen experimentiert“ [6]).

Schückings Glaube ist, daß die Menschheit nur durch die Geistesaristokratie vorwärtskommt. Seine politischen Ideen wurzeln

---

[5]) Augsburger allgemeine Zeitung 1844, Beilage 13 in einem kritischen Aufsatz „Ein Wort über G. Sand und Consuelo“.

[6]) Kurt Pinthus: Die Romane Levin-Schückings. Diss. Leipzig 1911.

in einem gemäßigten Liberalismus, der sich von der Radikalität der Jungdeutschen stark unterscheidet. Er hofft, schon zu Beginn der Vierziger Jahre auf ein deutsches Reich, und gibt dem später in seinen Romanen „Schloß am Meer", in dem auch der Gedanke an eine deutsche Flotte auftaucht, im „Sohn des Volkes", und in dem „Bauernfürsten" Ausdruck. Das wichtigste Mittel zur politischen Gesundung des Volkes ist ihm die Bildung, mit der das „Äußerste an Zivilisation" zu erringen zu sein scheint. Sein politisches und ethisch-soziales Glaubensbekenntnis legt er in dem Roman „Verschlungene Wege" (1867) (III, 41) nieder: „Ich bin Demokrat, wenn Demokrat sein heißt, die Herrschaft der Humanität erstreben, Zustände wollen, in denen jeder seiner eigentlichen Natur treu sein kann, und seine Kraft vollauf ohne Hemmnisse durch Dogmen, Vorurteile, unberechtigte Vorzüge des einen vor dem andern entwickeln darf. Aber ich glaube wirklich, daß nicht ihr allgemeines Stimmrecht die Welt dahin bringt, sondern nur die Bildung; und von wem soll die Bildung ausgehen? Wer soll ihr Apostel, ihr Träger sein, wenn nicht die Aristokratie des Geistes."

Wie die politischen, so sind auch die sozialen Anschauungen Schückings von gleicher Humanität getragen, er will die Emanzipation der Menschen von allen Bindungen und unsozialen Verhältnissen, er läßt kein anderes Vorrecht gelten als das des Geistes. Alles, was den einzelnen hemmt, sich zu echtem Menschentum zu entwickeln, soll besiegt werden.

Dies ist auch die Grundtendenz der „Ritterbürtigen". Der Geburtsadel soll durch den Geistesadel ersetzt werden. Doch ist Schückings Anschauung im Grunde so konservativ, daß er dem Blutadel dank dessen besseren Lebensverhältnissen, die eine stärkere geistige Ausbildung leichter ermöglichen, für besonders geeignet hält, auch die Geistesaristokratie zu bilden.

Valerian von Schlettendorf, der Held der „Ritterbürtigen", versucht seine Standesgenossen zu solchem Standpunkt zu bringen. Schücking zeichnet in diesem Roman die verschiedensten adligen Typen, teils als brutale, bäurische Naturen, teils als Menschen voller hochmütigen und arroganten Standesdünkels, oder als oberflächliche Genußmenschen. Und alle, mit Ausnahme Schlettendorfs, vertreten einen Feudalismus, der mit ganzer Kraft wieder zu alter Macht und Ansehen kommen will; einige fordern sogar die Wiedereinführung der Leibeigenschaft. Gegen diese Front nimmt Schlettendorf Stellung, er vertritt den Standpunkt eines aufgeklärten Aristokraten, verlangt, daß der Adel die Strömungen der Zeit begreift, alle neuen Ideen in sich aufnimmt, Bildung und soziale Aufgeklärtheit sich zu eigen macht, und mit diesen geistigen Waffen seine alte Position, die Führung im Staat wiedererkämpft. „Nun wohl, bemächtigen wir uns dieser Forderungen jener Bildung; stellen wir uns an ihre Spitze. Sie hat uns einst ausgetrieben, im Bund

mit ihr kehren wir zurück und werden wir aufs Neue eine gewaltige Macht. Der erste Schritt dazu muß aber notwendigerweise eine Konzession an die Bildung sein, Aufgeben der Idee, wir wären durch Geburt allein besser als alle anderen Menschen. . . . Wo ein Mensch Geist, edle Unabhängigkeit, gute Erziehung und Verdienste irgend einer Art hat, da ist der Adel, nicht Seelenadel allein, nein, auch der gesellschaftliche Adel. . . . . Werfen wir deshalb jene Vorurteile von uns. Wollen wir nichts sein als was wir sind, unabhängige Grundbesitzer, durch die Größe unseres Besitzes und durch unsere Bildung, durch die Großartigkeit, womit wir die Dinge überschauen können, und unsern Eifer für die wahren Interessen der Humanität und des Volkes ausgezeichnet. Wir können alle uns teuer gewordenen Erinnerungen behalten, wir sollen nur den Wahn fahren lassen, daß sich aus Erinnerungen eine Zukunft bilden lasse. Wir sollen nur nicht die Zeit in ihrem Laufe festhalten wollen, um ihr, gestützt auf historische Ansprüche, das abzutrotzen, was sie uns nahm."

Mit dieser Rede — über 7½ Seiten lang — (S. 78 bis 86) die Valerian von Schlettendorf in einer Adelsversammlung an seine Standesgenossen hält, erreicht aber Schlettendorf garnichts. Im besten Falle Lächeln über diesen „sonderbaren Schwärmer", mehr aber offener Spott und Hohn, Verdächtigung, ein gefährlicher Anhänger moderner, politischer Anschauungen zu sein, sind die Resultate dieser Ansprache. Im Roman selbst werden diese Ideen auch nicht weiter wirksam. Schücking vermag nicht, dieses gedankliche Gerüst und diese ideelle Grundlage organisch mit der Handlung zu verbinden, und so durch die Begebenheiten und die Menschen selbst sie zu einer plastischen Realität zu gestalten. Schlettendorfs Liebesgeschichte, die in abenteuerlicher und aufregender Weise sich entwickelt, überdeckt allmählich die Grundlinie des Romans, wilde Intriguen, geheimnisvolle Entführungen und ein schließliches, etwas banales „happy end" drängen sich in den Vordergrund. Schlettendorf werden sein Glück, seine Liebe zu der Gräfin Blankenaar wichtiger als alle Adelsreformen, die er nur ab und zu noch in gelegentlichen Diskussionen erwähnt.

Die Idee der Geistesaristokratie taucht in allen Schückingschen Romanen, die in ihrer äußeren Form alle den „Ritterbürtigen" gleichen, immer wieder auf, ohne allerdings einmal wirklich plastisch gestaltet zu sein. Aber in Dialogen, Selbstgesprächen und Aufzeichnungen der Personen, in selbständigen Betrachtungen Schückings wird immer wieder dies Problem behandelt, besonders aber in „Königin der Nacht" (1852, S. 277/78), „Die Heiligen und die Ritter" (1873, II, 9), in dem aber wichtiger Schückings Stellungnahme gegenüber dem Katholizismus ist, weiter in „Verschlungene Wege" (1867, , 100, 257) und im „Recht des Lebenden" (1880, II, 223; III, 222).

Dieselben Ideen, die in den „Ritterbürtigen" bestimmend sind, weist auch „Der neue Kreuzritter" (1853) auf, den Luise von

Gall, die spätere Frau Levin Schückings, geschrieben hat. Hier sind sie allerdings noch ein wenig dünnflüssiger, fast nur noch ein sehr liebenswürdiges, sehr teilnehmendes Gespräch an den Fragen der Zeit.

Der neue Kreuzritter ist ein Baron Wallram, der edle Welt- und Menschheitsverbesserungen plant, und zu diesem Zwecke die verschiedensten Versuche unternimmt. Er geht nach Frankfurt zum Bundestag, um dort den Fürsten und Gesandten seine Absichten mitzuteilen, sie zu überreden, ihm bei seinen Plänen zu helfen. Er sieht sehr genau, daß zuerst die soziale Frage gelöst werden muß, und daß dann die politischen Fragen sich von selbst lösen. Er will erreichen, daß die Regierungen „wahrhaft väterliche" würden, daß sie Verständnis und Gefühl für das soziale Elend der untersten Schicht des Volkes bewiesen, „lassen Sie es jetzt tun, um die Mittel zu beraten, eine widerspenstige Kammer zu entkräften, so wird die Hilfe nicht ausbleiben". (S. 110).

Sehr stark klingt auch hier der Ton sozialer Anklage durch, die dieser junge Aristokrat an einen Bundesgesandten richtet. Doch will Baron Wallram garnicht an den politischen Institutionen rühren, er ist durchaus Aristokrat und für Beibehaltung aller alten Staatsordnungen, aber ein Aristokrat, der „zuerst ein Mensch ist und die Rettung seiner Brüder durch eben jene Institutionen zu bewerkstelligen wünscht, in deren Sturz die übrigen Heilkünstler der Zeit die einzige Rettung der Menschheit sehen". (S. 108). Wie allerdings „der Pauperismus" beseitigt werden soll, das gerade erfährt man nicht. Die Ideen, mit deren Hilfe Wallram das ausführen will, werden nicht mitgeteilt. Er hält zwar seine Vorträge an Minister und Diplomaten, die ihm dafür mit höflich-kühlem Lächeln und manchmal mit einem Orden quittieren, er wendet sich sogar an den Papst, den er überreden zu können glaubt, die Fürsten zu veranlassen, die Heere abzurüsten und die ersparten Gelder den Arbeitern zugute kommen zu lassen. „O rufen Sie, Heiliger Vater, die katholischen Fürsten der Erde auf, sich ihrer — (der arbeitenden Klassen) — anzunehmen! . . . . . Unsere Regierungen geben sich ja alle als die Väter, die Vormünder, die Herren ihrer Völker. Nun wohl, so mögen sie, wie der Vater an seinem Kinde, der Vormund an seinem Mündel, der Herr an seinem Diener handeln — für sie sorgen!" (S. 256). Ganz deutlich spürt man — und das ist das Bedeutsame an dem Roman, der, von einer Adligen geschrieben, einen Adligen zum Vertreter solcher Anschauungen macht — wie auch wieder sozialistische Tendenzen zum Durchbruch kommen. Luise von Gall verlangt eine ökonomischere Ausnutzung des Staatsvermögens, die billigere Wohnungen, besseren Lebensunterhalt ermöglichen soll, erhebt die Forderung nach unentgeltlicher ärztlicher Pflege, Fürsorge für Kinder kranker Eltern, für Verwundete, Leidende und alte, abeitsunfähige Menschen. Man glaubt, das soziale Programm unserer Zeit zu hören,

was hier eine Aristokratin in der Mitte des 19. Jahrhunderts von ihrer Zeit verlangt. Das ist in keinem der großen sozialen Romane, die wir zu behandeln haben, mit solcher Deutlichkeit geschehen. Das Adelsproblem tritt zurück gegenüber den allgemein sozial-ethischen Problemen. Zum ersten Mal werden von der Seite des Adels solche Forderungen erhoben. Luise von Gall stellt jedoch nur ein Programm auf, ein Programm, das sie den Helden ihres Romans nicht einmal durchführen lassen kann. Er findet bei Fürsten, wie beim Papst, keine Unterstützung; resigniert zieht er sich auf eine Insel im Mittelmeer zurück, um in der Ehe ein privates Glück zu finden, gegen das er sich zuerst so sehr gewehrt hat, weil er die Aufgaben an der Menschheit erfüllen wollte.

Alle die Romane der dreißiger und vierziger Jahre, die bis jetzt behandelt wurden, haben, mit Ausnahme der beiden epischen Werke Immermanns, kein objektives Weltbild gegeben. Wichtiger war den Autoren, daß in künstlerischer Form soziale und soziologische Fragen diskutiert wurden. Der Roman war nur das Mittel zum Zweck, um für die Erörterung der Probleme und der politischen Meinungen einen geeigneten Rahmen zu finden. „Ein Buch, das wie eine Novelle aussieht und in behaglicher Breite einer Heirat zuströmt, kommt in tausend Hände, die vor jeder Abhandlung zurückschrecken. Irgend ein Gedanke bleibt wohl im Gedächtnis zurück, und so wird durch Tendenznovellen in weiteren Kreisen gewirkt, als auf andere Art irgend denkbar und möglich wäre . . . Die Zeit will einmal Tendenz, ihre ganze, streng-praktische Richtung bedingt diese Forderung, die Tendenzschriftstellerei ist also ein Kind der Zeit". (Waldau, N. d. N. I, 88).

Diese Auffassung von Literatur, nur bestimmte Tendenzen mit ihr zu verfolgen und mit ihr zu propagieren, barg natürlich die große Gefahr, daß die Kunst nur noch Konstruktionen, Beweisführung von Theorien gab, daß sie zuletzt unkünstlerisch und kunstfeindlich wurde. Hinter der Absicht, unmittelbar auf die Zeit zu wirken, trat jede künstlerische Absicht zurück.

Die Zeit war auch wohl zu erregt, um in ruhiger, epischer Darstellung geformt zu werden.

Erst da die Ereignisse nach der Revolution von 1848 äußerlich sich beruhigt hatten, erschien wieder ein Zeitroman „Die Ritter vom Geist" (1850—51), von Karl Gutzkow, in dem der Versuch gemacht wird, seit „Wilhelm Meister" eigentlich wieder zum ersten Mal — das Leben einer Gemeinschaft, das Leben des Staates in seiner ganzen bunten Vielfälltigkeit darzustellen, ein getreues Abbild der politischen und soziologischen Zustände zu geben, ein Weltbild zu gestalten.

Gutzkow ist allerdings der Gefahr nicht entgangen, den „Roman des Nebeneinander", den er mit den „Rittern vom Geist" schaffen wollte, zu einem „Roman des Durcheinander" werden zu lassen. Der

Wust der vielfach sich kreuzenden Handlungen ist kaum zu entwirren und die Übersicht oft nicht mehr möglich, die verschiedensten verwandtschaftlichen Beziehungen sind von den obersten Ständen bis zu den untersten durcheinandergemengt. Wichtig und wesentlich an den „Rittern vom Geist" ist, daß die Tendenz nicht vorherrscht, daß die Menschen und Zustände nicht mit der eindeutigen Absicht, eine Theorie geltend zu machen, dargestellt werden. In ihrem Verhältnis zueinander werden sie geschildert, der Staat in seiner Gesamtheit, in seinem vielfältigen Aufbau soll hier zum künstlerischen Ausdruck gebracht werden. Jeder Stand, die Aristokratie, das Bürgertum und zum ersten Mal auch das Proletariat hat seine Eigengesetzlichkeit und besondere Bedeutung. Und erst in der Wechselwirkung und im Zusammenwirken aller Gruppen sieht Gutzkow das Ideal des Staates erfüllt. Der geistige Mittelpunkt dieser Idee wird durch einen Geheimbund, eben die Ritter vom Geist, dargestellt. Diese sind eine Vereinigung aus allen Kreisen und Ständen des Volkes; Arbeiter, Offiziere, Schriftsteller, Beamte und Aristokraten, wollen den Staat erneuern, ihn auf einer humanen und geistigen Basis aufbauen.

Kein anderes Verdienst, kein Vorzug und kein Vorrecht sollen Geltung haben als das der Arbeit und Tätigkeit im öffentlichen Leben zum Wohle des Staatsganzen. „Der Bund des Geistes soll ganz vom Geiste sein. Nicht können wir kämpfen mit goldenen Waffen, nicht mit dem Klang des Silbers locken und mit metallener Musik aufspielen, wenn wir Märtyrer ermuntern und belohnen wollen. . . . Sanft und still kann der Geist dieser Zeit nicht sein! . . . Wer kann schlafen? Will es die endliche Natur auch des Geistes, so sei's mit der Hand auch an dem Griff des Schwertes. Werkt! Werbt! Sucht auf den Gemeinplätzen der Alltäglichkeit die Vierblätter der Gesinnung". (IX, 376).

Aus solcher Gesinnung heraus wird auch das Vorrecht des Geburtsadels abgelehnt und bekämpft. Die Forderung nach Abschaffung des Adels wird nicht erhoben, schon weil auch Adlige dem neuen Bund angehören und weil alle Stände zusammenwirken sollen. Der Adel soll nur nicht den Vorzug eines größeren und leichteren Lebensgenusses haben, er soll als Aufgabe aufgefaßt werden. Nur dann hat die Aristokratie Anrecht auf Geltung im Staat, wenn sie sich einordnet, keine andere Stellung verlangt, als sie andere Stände auch haben.

Der Adelsgeist, soweit er sich in gesundem Sinne äußert, wird sogar als etwas Gutes anerkannt; die Adligen werden, wenn sie sich ohne Prätention und Anmaßung in die Gemeinschaft des Staates einordnen, als willkommene Helfer beim Aufbau der neuen Ordnung begrüßt. Darin liegt das Bedeutsame der „Ritter vom Geist", daß hier, seit der Romantik zum ersten Male wieder, der Gesamtorganismus des Staates mit allen soziologischen Funktionen erstrebt und

gefordert wird, und daß jeder Stand als gleichberechtigt neben dem andern gilt. „Der Fürst soll sich ehren durch seine Weisheit, der Adel durch seine Tugend und durch die Ehre seiner Taten und Gesinnung, der Bürger durch seinen Beruf und der einfache Name ist es, der uns als der schönste Gruß, die würdigste Anrede erscheinen sollte“ (II, 88).

Wir haben darauf verzichtet, den wirrgeschlungenen Knäuel der Handlung des neunbändigen Romanes zu schildern. Es kam in diesem Falle nur darauf an, die Ideen des Werkes herauszustellen, und an ihnen aufzuzeigen, wie sich die politisch-soziale Einstellung der Zeit geändert hat, wie wieder nach einer objektiveren und epischen Darstellung der die Zeit bewegenden geistigen Kräfte gesucht wird. Die größere Objektivität — im Vergleich zu den vor den „Rittern vom Geist“ erschienenen Romanen — wird auch deutlich in der Zeichnung der Charaktere, die nichts mehr von der Verzerrtheit und Karikatur an sich haben, mit der frühere Schriftsteller besonders gern die Vertreter der Aristokratie darstellte. Die Individuen werden in ihrer Entwicklung gezeigt, man erfährt von ihrer Jugend, von den Lebensverhältnissen, in denen sie existieren, es sind Menschen, die Gutzkow schildert und nicht die Sprachmaschinen irgendwelcher Theorien. Die Idee des Romans erwächst aus den Begebenheiten, aus der Beziehung der Menschen und Dinge, wenn auch an manchen Stellen immer noch einmal leere Rhetorik steht.

Doch ist im ganzen deutlich das Suchen nach einem Erfassen der ganzen Zeit und Wirklichkeit zu spüren, das sich nicht mehr mit dem Nur-Reden über die Dinge begnügt, sondern die Welt, so wie sie ist, sieht und darstellt.

Aber Gutzkow ist doch nicht die Reife großen epischen Gestaltens zuteil geworden, er hat sich nicht die Stellung „jenes echten, großen Epikers“ errungen, der „nicht die Mischform des subjektiven, reflektierenden Romans aufstellt, der die Objektivität des alten Epos ehrfürchtig und notwendig in sich erneuert“ [7]).

Ein paar Jahre nach Gutzkows großem Roman erscheint ein Werk, das die Forderungen dieser Epik erfüllt, das ganz in der einfachen Darstellung und unabsichtlichen Schilderung ein Abbild seiner Zeit gibt, das Leben und die Menschen darstellt ohne Theorien aufzustellen, das „das Volk bei der Arbeit“ aufsucht, es in seinem Handeln und Wirken schildert. Dieser Roman ist „Soll und Haben“ (1855) von Gustav Freytag.

Freytag will nichts von Tendenz wissen, er wehrt sich so gegen tendenziöse Absichtlichkeit im epischen Schaffen, daß er es ablehnt, einen sozialen Roman überhaupt geschrieben zu haben, weil ihm das schon verdächtig und „poesielos“ erscheint. „Politische, religiöse und

---

[7]) Philipp Witkop: Die neuere deutsche Lyrik, 1913, II, 286.

soziale Romane sind, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, nichts besseres im Reich der Poesie als Demi-Monde“ (Freytag, „Erinnerungen“).

Doch ist „Soll und Haben“ trotzdem ein sozialer Zeitroman von stärkster Prägung, weil in ihm gerade die Bedeutung der Stände in ihrer Zeit, die Berechtigung des schaffenden, produktiven Bürgertums und der verdiente Untergang des seine eigentliche Aufgabe vergessenden Adels dargestellt werden. Allerdings führt die Ängstlichkeit, mit der Freytag jeder bewußten Gestaltung weitgefaßter soziologischer Zustände aus dem Wege geht, zu einer Einengung der Problematik des gesellschaftlichen Lebens; während Gutzkow ausführlich auch das Leben der Arbeiterschaft in den Fabriken behandelt, und die Fragen, die damit neu und stark auftauchen, lebhaft diskutiert, vermeidet Freytag die Darstellung zu den Fragen, man erfährt nicht sein persönliches Urteil über Menschen und ihre Handlungen. In voller Objektivität formt er Gestalten und Zustände; er erzählt als reiner Epiker, in dem „von Anfang an jene tiefe Gerechtigkeit lebt, die das Recht der andern zu ehrfürchtig fühlt, um das eigene rücksichtslos gegen sie durchzusetzen“ [8]).

Zwei Stände schildert Freytag: das im Selbstgefühl seiner Tüchtigkeit aufstrebende Bürgertum, und den in Lebensuntüchtigkeit und im Lebensgenuß zugrundegehenden Adel. Die Athmosphäre des Handlungshauses T. O. Schröter atmet die stolze Behaglichkeit eines wohlgeordneten und in fleißiger Arbeit sich erfüllenden Lebens, das doch nicht nüchtern und kalt ist. Über allen den alltäglichen Dingen dieses Bürgerhauses liegt ein leichter Schimmer von heimatlicher Romantik. Der Ernst und die Strenge, ehrliche Berufsauffassung der Kaufleute wird nicht zur Pedanterie. Oft bricht ein feiner Humor durch, der all dies Sachliche, geschäftsmäßige Tun freundlich erhellt.

Der Adel stellt sich vor allem in der Familie des Freiherrn von Rothsattel dar; dessen Charakterisierung als ein „Musterbild eines adligen Rittergutsbesitzers“ eine etwas ironische Typisierung ist. Freytag zeichnet den Adel nicht mit verzerrten Strichen, immer werden die Aristokraten, bei aller Betonung der Nutz- und Sinnlosigkeit solchen Lebens, das sich nur in Gesellschaften, Spiel, Rennen und Jagden ergeht, in objektiver Weise geschildert. Der Abstieg der Familie von Rothsattel aus der Höhe gesellschaftlicher Geltung und geordneten Besitztums in Armut und Not wird als gerechtfertigt betrachtet, weil der alte Freiherr sein Gut nicht durch ehrliches Arbeiten und gesundes Geschäftsführen erhalten will, weil er über seine Verhältnisse hinaus ein Leben größeren Stils führen will und sich in fragwürdige und zweifelhafte Geschäfte einläßt. Rathsattet ist nicht schlecht und gemein, nur haltlos, schwach und lebensunfähig; er denkt sogar an seine Familie, an die Tradition seines Hauses, wenn er

[8]) Philipp Witkop: a. a. O. 287.

versucht, sich in eine finanziell bessere Situation zu bringen. Aber er vergißt dabei, daß der Besitz und die Ehre der Familie nur gehalten und vergrößert werden können durch ein Sichbeschränken in die gegebenen Umstände. Er aber will darüber hinaus, ohne es durch langsames und angestrengtes Mühen zu erreichen. Deshalb läßt er sich in dunkle Machenschaften eines Wucherers ein, und wird allmählich von den Dingen getrieben bis zum Bruch des Ehrenworts und zum Selbstmordversuch. Sein Sohn, ein Kavallerieoffizier, geht schon dieselben leichtsinnigen Wege wie der Vater; doch bleibt ihm eine Katastrophe erspart, er kann sein verlorenes Leben mit einem verklärenden Tod beenden: Bei der Befreiung des von polnischen Insurgenten belagerten väterlichen Guts fällt er im Kampf. Freytag verdammt den Adel nicht, er läßt ihn nur nicht gelten als Stand, da er keine Aufgabe erfüllen will. Die Aristokratie, die sich ihre Stellung und Anerkennung in der Öffentlichkeit durch ein verantwortungsbewußtes Dasein neu erobert, wird von Freytag sogar verteidigt. So sind in „Soll und Haben" Adlige nicht nur als Schmarotzer der Gesellschaft bezeichnet. Zwei Vertreter des gesunden Adels, der im sozialen Leben von Freytag als notwendig betrachtet wird, werden in Fritz von Fink und Eleonore von Rothsattel geschildert. Freytag läßt sich dabei ebensowenig von Übertreibung leiten wie in der Zeichnung von untergehenden Aristokraten. Herr von Fink ist zunächst nur der geistreiche, abenteuernde und der lebenshungrige Edelmann, wie er in den Romanen der Jungdeutschen mit Vorliebe dargestellt wird. Freytag überwindet aber diesen Typ, indem er ihn durch Erfahrungen, schwere und harte Arbeit zu einer gereiften, sicheren Männlichkeit wachsen läßt, die sich ihrer Aufgabe und ihres Deutschtums im bedrohten Grenzland bewußt wird. Herr von Fink ist nicht adelsstolz und von Standesdünkel erfüllt. Von derselben Art ist Eleonore, die ebenfalls zu einer von allem Äußeren unabhängigen und freien Persönlichkeit wird und schließlich in der Ehe mit Fink ihre letzte Erfüllung findet, in Gemeinschaft mit ihm das verwahrloste Gut an der gefährdeten polnischen Grenze zu neuem Aufblühen bringt und zugleich einen wichtigen Vorposten deutscher Kultur damit schafft. Freytag verfällt in der Darstellung dieser Adligen nicht in den Fehler der Jungdeutschen, die solche Menschen fast immer mit der Gloriole eines strahlenden Halbgottes umgeben. Mit großer Selbstverständlichkeit zeichnet er Fink und Eleonore. Und selbst diesen von ihm durchaus positiv gewerteten Aristokraten gegenüber behält er noch eine starke Reserve, die beinahe schon wie Mißtrauen wirkt, wenn er den bürgerlichen Anton Wohlfart, der der verschuldeten und zerrütteten Familie von Rothsattel hilft aus dem Elend herauszukommen, sich sogar innerlich überlegen fühlen läßt: „Wenn er (Wohlfahrt) nach einem wortkargen Abend in sein Zimmer zurückkehrte, beklagte er oft, daß sie an vielem, was ihm geläufig war, keinen Anteil nahmen, ja, daß sie eine völlig andere Bildung besaßen als er. Und bald nahm er sich die Freiheit, zu be-

haupten, daß ihre Bildung nicht die bessere war . . . bald erkannte er, daß seine Hausgenossen alles, was die Welt ihnen entgegentrug, von einem Standpunkte betrachteten, den er nicht hatte. Überall maßen sie, ohne es selbst zu wissen, nach den Interessen ihres Standes. Was diesen schmeichelte, fand Gnade, auch wenn es für andere Menschen unerträglich war. Was damit nicht zu stimmen schien wurde verworfen oder wenigstens still beiseite geschoben. Ihr Urteil war oft mild, zuweilen liberal, immer aber saß ein unsichtbarer Helm mit der Krone auf ihrem Nacken, sie sahen aus der engen Öffnung des Visiers in das Treiben der andern Erdgeborenen hinein, und wenn sie ärgerte, was nicht zu ändern war, so klappten sie schweigend den Helmsturz herunter und schlossen sich ab" (III. Buch, S. 545).

So erhebt sich als Gesamtidee aus „Soll und Haben" die neue Festigung des Bürgertums, das soziale und politische Stärkerwerden des Mittelstandes. Diese Erkenntnis, die Freiherr von Rothsattel in dem Satz formuliert „Jetzt tritt eine andere Macht an die Stelle unserer Privilegien, das Geld" (II, 288), hat aber nicht zur Folge, daß dem Adel als Stand keine Berechtigung mehr zuerkannt werden sollte. Freytag vertritt hier dieselben Ideen, wie sie W. H. Riehl in seinem schon zitierten Werk „Die bürgerliche Gesellschaft" äußert, daß der Adel auch in der Gegenwart noch eine soziale und soziologische Aufgabe zu erfüllen habe, daß der Stand als solcher neu zu organisieren sei, und daß erst eine organische Gliederung aller Stände im rechten Verhältnis zueinander ein geordnetes Staatswesen möglich mache. Nicht mehr auf veraltete Prinzipien und Privilegien darf der Adel seine Stellung begründen, nur auf ein sinnvolles Sicheinordnen in die Gesamtheit. Nur für die Gemeinschaft dazusein, für sie zu wirken, berechtigt auch den Adel, als sozialer Stand im modernen Staat Anerkennung zu fordern.

Ähnlich wie Freytag greift auch Fritz Reuter das Problem, des Gegensatzes von Adel und Bürgertum auf; auch er stellt der Degeneration und der Lebensuntüchtigkeit der privilegierten Aristokratie ein gesundes und arbeitsames Bürgertum gegenüber und gestaltet aus dieser Polarität seinen Roman „Ut mine Stromtid" (1862).

Er packt das Problem allerdings nicht so sehr vom Politischen an, wie es Freytag bei aller Objektivität dennoch tut, sondern ihm ist das Rein-Menschliche wichtiger als das Politisch-Soziale. Und wenn auch bei ihm — ganz aus der Tendenz und sozialen Zuständlichkeit der Zeit kommend — das Bürgertum schließlich auf der Waage der ethischen Wertung etwas schwerer und gewichtiger wiegt, so resultiert solche Haltung bei Reuter letztlich auch wieder aus der fundamentalen Erkenntnis, daß ein bluts- und gesinnungsmäßig niedergehender Stand nicht mehr soviel starke und positive völkisch-soziale und politisch-formschaffende Kräfte in sich haben kann, als

eine Schicht, deren biologische Grundelemente noch fast rein und unverbraucht sind, wie beim damaligen Bürgertum.

Ist nun dies Bürgertum, dessen menschliche Überlegenheit gegenüber dem Adel auch bei Reuter deutlich gemacht wird, bei Freytag ausschließlich in den ehrsamen Kaufleuten und Handelsherren des Hauses Schröter dargestellt, so zieht Fritz Reuter hinaus aufs Land und zeigt als Gegensatz zu dem morbiden Adel des Großgrundbesitzes das gesunde Bürgertum, das selbst noch mit Boden und Scholle stark verwurzelt, das selbst noch bäuerlichen Ursprungs ist.

Zur Hauptsache wird dies Bürgertum in den selbst bäuerlichem Beruf nachgehenden Familien geschildert: der tüchtige, brave und gerechte Gutsinspektor Hawermann, die in ihren Gliedern so verschieden geartete Gutspächtersfamilie Müßler, das ehrsame ländliche Pastorenehepaar Behrens und, die berühmteste Gestalt von „Ut mine Stromtid", der komische Inspektor Bräsig sind die Vertreter der bürgerlichen Schicht dieses großen, wahrhaft epischen Werks. Sie alle, Hawermann ganz besonders, sind die soliden, ehrlichen und schaffensfrohen Bürgersleute, deren Glauben und Vertrauen auf die durch redliche Arbeit zu verdienende endliche Gerechtigkeit der Weltenfügung ihrem ganzen Wesen auch in dunkeln und schweren Zeiten diese ruhige und sichere innere Haltung geben, die sie allen nicht mehr festen und klaren Charakteren, wie sie im Adel dann dargestellt werden, so sehr überlegen machen.

Diesen Adel stellt Reuter in drei Vertretern vor: der alte Kammerrat von Rambow, Gutsbesitzer von Pümpelhagen, dessen Sohn Axel von Rambow, der nach dem Tode seines Vaters die Offizierslaufbahn verläßt und das Gut übernimmt, und der Neffe des Kammerrats, der junge Landwirtseleve Franz von Rambow.

Der alte Kammerrat, dessen Gutsinspektor eben Hawermann ist, wird als der Typ des alten Adels geschildert. Er ist ein wirklicher Adliger voll feinster menschlicher Gesinnung, nicht nur die Zufälligkeit der Geburt, sondern vor allem die edle Herzensbildung und reine Seelenhaltung machen ihn zum Vornehmen, zum wahrhaft Edlen, „Der einen sinnigen Zug im Gesicht trug, und in dessen ganzem Wesen eine stille Überlegung ausgedrückt lag".

Aber dieser Adel ist doch schon zu müde und bei aller Feinheit zu weich und lebensuntüchtig, um gegen die Härte der Zeitforderungen und in der Turbulenz einer gärenden Welt sich zu behaupten. Und bei aller wirklichen Vornehmheit der Gesinnungen beherrscht diesen Herrn von Rambow — ähnlich wie den alten Rothsattel in „Soll und Haben" — auch wieder eine zu äußerliche Auffassung von der notwendigen Lebenshaltung der Aristokratie. Dies Geltungsbedürfnis, das noch stärker in dem jungen Rambow, dem Kavallerieoffizier, herrscht, führt schließlich zur Verschuldung des Guts. Der Geldjude wird der Helfer des Adligen. Der Weg zum Abstieg ist beschritten.

Zur abschüssigen Bahn stürzt dieser Weg, als ihn, nach dem Tode des Vaters, der junge Rambow geht. Dieser junge Aristokrat, ganz vom hohlen Standesdünkel umfangen, verliert sich in der Enge einer menschlichen und sozialen Gesinnung, die jeglicher Vornehmheit, ja jeder Charakterfestigkeit Hohn spricht. In lächerlicher Überbetonung seines Herrentums stößt er einen wirklichen Freund und Berater, den alten Inspektor Hawermann, von sich, verrennt sich in Geldgeschäften mit zweifelhaften und verbrecherischen Subjekten, und ist von solcher inneren Haltlosigkeit und Feigheit, fern allen Verantwortungsgefühls, daß er selbst vor Lüge und Gemeinheit seiner Frau und seinen Schwestern gegenüber nicht zurückschreckt. Sein Adelstum ist tote Form veralteter Anschauungen und überlebter Standesgesetze, ein wirkliches inneres Adligsein erfüllt ihn nicht. So treibt er, von lächerlichem Hochmut erfüllt, der Katastrophe zu: sein Gut, von Wucherern ausgebeutet, soll versteigert werden, seine Familie droht in Armut und gesellschaftliche Verachtung zu kommen.

Und hier zeigt Reuter die sittliche und biologische Überlegenheit des Bürgertums. Der Inspektor Braesig, von dem es heißt, „daß ihm als allergewöhnlichste, ja in seinen Augen das allergemeinste Leben, und das so frech und patzig wie der Bauer auf dem Jahrmarkt" sich darstellt, hält den verzweifelten Axel von Rambow davon zurück, den letzten Schritt zu tun, sich das Leben zu nehmen. Braesig, der komische Kauz, der eingefleischte Materialist, er stellt sich in seiner ganzen gesunden Lebensauffassung von Pflicht und arbeitsfroher Verantwortung vor den Gescheiterten und hält ihm in aller Deutlichkeit seine Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit vor. Hinter der rauhen, eckigen Außenseite steckt hier in Wahrheit der tiefe Wesenskern echter Menschlichkeit einer klaren, einfachen Menschenseele. Aber nicht in moralischen Reden erschöpft sich seine Hilfsbereitschaft. Er hat mit Hawermann und Frau Müßler zusammen auch das Gut des Herrn vom Rambow gerettet. In höchster Not hat Axels Frau sich an Frau Müßler gewandt. In tätiger Freundschaft haben sich all diese Menschen zusammen getan und ihr Vermögen eingesetzt, um das Gut nicht den Ausbeutern in die Hände kommen zu lassen. Das Bürgertum, dessen Fleiß und unverdrossenes Arbeiten auch in schweren Zeiten die materiellen Einkünfte zu mehren und zu sichern vermochten, weil gesunde, nüchterne Lebensauffassung und ehrlich-saubere Geschäftsführung die Fundamente seines Daseins sind, erweist sich als Stütze des Adels.

Und so führt die verschlungene Linie des Schicksals zwei Stände zueinander, sodaß nicht mehr Gegensatz und Feindschaft zwischen ihnen steht. Einfache Menschlichkeit überwindet alle Schranken.

Die Krönung erfährt diese Gesinnung und Anschauung in der Heirat von Franz von Rambow, dem Vetter Axels, und der Tochter Hawermanns.

Franz von Rambow ist der Adlige von echter Gesinnung des Edel-Seins. Ein ruhiger, besonnener Mensch voll ernster Lebensauffassung und strenger, sittlicher Anschauung. Nicht von äußerlichen Dingen, nicht von leeren Empfindungen läßt er sich bestimmen. „D e r Verdienst allein soll gelten, der Einem s a u e r geworden ist; an d e m hat man nachher seine Freude!“ So arbeitet er hart und eifrig, lernt und bildet sich zum tüchtigen Landwirt aus. Und als er sein Ziel erreicht, da holt er sich eine Frau, nicht nach Grundsätzen der Adelsetiquette, sondern aus dem gesunden Gefühl des Herzens und in sicherem, unverdorbenen Instinkt, daß nur d i e ihm taugt, die ihm eine frohe, tüchtige Helferin in der Arbeit ist.

Symbolisch ist diese Verschmelzung der Stände. Reuter stellt nicht nur das Bürgertum neben den Adel, sondern im Grunde auch über ihn. Stärker noch sogar als Freytag betont er die bürgerliche Gesinnung der schaffenden, wirkenden Redlichkeit; und all dies unterbaut Reuter tiefer noch als mit einer sozialen und politischen Gesinnung. Er sieht und gestaltet die Zustände des menschlich-gesellschaftlichen Lebens aus dem Grunde eines religiösen Ethos, das als beherrschende und tragende Idee sein Werk durchzieht. Diese Religiosität ist es, aus der heraus er zu dieser Anschauung von der Gleichheit der Menschen kommt. Und wer sittlich und religiös, wer wahrhaft gläubig ist, ist wertvoll und stark. Und so spannt er den Bogen seiner gläubig-religiösen Weltanschauung über die Stände hinweg, sieht das Problem nicht im Politisch-Sozialen gelöst, sondern im Menschlich-Religiösen, vor dem alle Standesunterschiede verblassen. Das hebt sein Werk hinauf in die Objektivität großer epischer Gestaltung, in der „von Anfang an jene tiefe Gerechtigkeit lebt, die das Recht der andern zu ehrfürchtig fühlt, um das eigene rücksichtslos gegen sie durchzusetzen“ [9]).

Das gleiche Thema, wie es Freytag in „Soll und Haben“ gestaltet hat, behandelt F a n n y L e w a l d in ihrem Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht“ (1864), der ohne Freytags Werk kaum zu denken ist und stark unter dessen Einfluß steht. Es ist eine Familiengeschichte, die sich über zwei Generationen erstreckt. Der uneheliche Sohn eines Barons schafft sich aus eigener Kraft empor zu Reichtum und bürgerlichem Ansehen, während das Freiherrngeschlecht, das sich nicht von dem äußeren Aufwand aristokratischen Lebens trennen kann, wirtschaftlich und sozial zugrundegeht. Aber Fanny Lewald hat nicht die Objektivität Freytags, vermag nicht mit derselben epischen Plastizität Menschen und Zustände zu gestalten. Sie zwingt den Stoff nicht, und, obwohl der Hintergrund der Begebenheiten die großen historischen Ereignisse vor und nach den Befreiungskriegen sind, gelingt es ihr nicht, ein Weltbild zu geben, ja kaum ein Zeitbild. Sie pointiert zu sehr und subjektiv auf die bürgerliche Tüchtigkeit, sieht den Adel zu negativ.

[9]) Ph. Witkopp: a. a. O. S. 287.

Um dieselbe Zeit wie Gutzkows und Freytags Romane erschien auch Berthold Auerbachs Erzählung „Neues Leben“ (1852), in der allgemein-menschliche Probleme eine literarische Gestaltung erfahren. Der unmittelbare Anlaß hierzu sind die Ereignisse der 48er Revolution und die erneut großen Enttäuschungen des Deutschen Volkes, das alle Hoffnungen und Träume auf eine einige Nation, auf ein Parlament und auf die Lösung sozialer Fragen, wieder durch die unter Metternichs Einfluß stehenden Regierungen vernichtet sah. Auerbach verfällt aber bei aller Trauer über diese Zustände nicht in Pessimismus, sein Glaube an das einfache Volk, an dessen gesunde Kraft und Lebensstärke wird durch die Zeitgeschehnisse nicht erschüttert. „Mein einziger Glaube ist der an die ewige Göttlichkeit des Menschengeistes. Dieser Glaube steht in mir und ist von keinen Erscheinungen außer mir abhängig. Die Verderbtheit und Bosheit, ja die Gemeinheit kann manches Außenwerk zerstören, in das Allerheiligste hier dringt sie nicht“ (Neues Leben, 36).

Das Volk zu solcher Höhe des Geistes heranzubilden ist der Grundgedanke von „Neues Leben“. Der Held ist ein Graf von Falkenberg, der als einfacher Dorfschullehrer unter falschem, bürgerlichen Namen diese Ziele verwirklichen will. Falkenberg ist Offizier gewesen, hat die oberste Klasse der Gesellschaft genau kennen gelernt, hat an der alten feudalistischen Staatsordnung zu zweifeln und zu verzweifeln begonnen und ist in der Revolution von 1848 auf die Seite der Aufständischen getreten. Er wird gefangen genommen, zum Tode verurteilt, vor der Hinrichtung entflieht er; als Eugen Baumann nimmt er in einem Dorfe Stellung als Lehrer an, um das Volk zu bilden. Dabei lernt er außer den Bauern auch wieder Adlige kennen. Den Bauern und den Lehrerkollegen hält Falkenberg Vorträge über Volkserziehung und Bildungsfragen, meist ohne wirkliches Verständnis dafür zu finden. Auf dem Schloß einer Baronin Hunold, die ahnt, daß er kein „gewöhnlicher Mensch“, sondern ein Adliger ist, trifft er Aristokraten der verschiedensten Richtungen, mit denen er ebenfalls über alle Zeitfragen endlos debattiert. Er entwickelt sein Programm, plädiert für einen Tugendadel, für eine allgemeine Volksbildung, „kämpft um das heilige Grab der Humanität in den Menschen, um es zu schirmen“. Aber mit Ausnahme des etwas romantischen Entschlusses, Bauernerzieher zu sein, ringt er sich zu keiner Tat empor, beschränkt sich auf Reden. Auerbach ist hier früheren Tendenzschriftstellern gefolgt und hat einen Leitartikelroman geschrieben. So schön die Gedanken sind, die er darin entwickelt, es bleibt nur ein rhetorischer Erguß, „da der Charakter des Helden von Anfang an nur in seiner Zunge sitzt, Menschen und Dinge geben dem quallenhaften Grafen nur das Stichwort zu Zwei- und Selbstgesprächen, zum Hervorkramen von Sentiments, für die er stets einen Taschenspiegel bei sich hat“ [10]).

[10]) Anton Bettelheim: Berthold Auerbach. Stuttgart 1907, S. 235.

Zu einem Zeitroman ist „Neues Leben“ nicht geworden. Eine interessante, kluge Diskussion über viele, allzuviele Probleme, mehr nicht.

In dem Roman „Auf der Höhe“ (1865) gelingt es Auerbach über das rein theoretische Abhandeln wichtiger Fragen zu einer stärkeren Gestaltung durchzudringen. Der Kern der Handlung ist: Eine Bauersfrau wird als Amme in das königliche Schloß geholt, lernt das Hofleben kennen, wird dadurch zu einfachem Leben verdorben und kann nur durch schwere innere Kämpfe sich wieder zurückfinden in ihre alte Lebenshaltung. Die Gräfin Irma Wildenort findet dagegen aus der ungesunden und überreizten Hofwelt zurück zur Natur, zu einem schlichten Dasein voller harter Arbeit, sie sühnt damit ihre Fehler und Schuld, deren größte Ehebruch mit dem König ist.

Auerbach formt in diesem Roman voll farbiger Anschaulichkeit im Ablauf breiten epischen Geschehens die zwei sich entgegengesetzten Welten: den königlichen Hof mit all seinem leeren Zeremoniell, dem hohlen Prunk feudalen Lebens und die große, reine Naturwelt der Alpen, in der das Dasein der Bauern sich in den Grundformen epischen Lebens sinnvoll erfüllt im täglichen Kampf um den Lebensunterhalt, im Einssein von Natur und Menschen und Dingen.

Voll scharfer Ironie schildert Auerbach das höfische Leben, das sinnlose Treiben des Hofadels, das sich im Erhaschen der Gunst des Monarchen, im üblen Intriguen, in kriechendem Schranzentum und lächerlichen, starren Formalitäten erschöpft. In wundervoll lebendiger Darstellung zeichnet er dagegen die Bauernwelt der Berge.

Auch in „Auf der Höhe“ verfolgt Auerbach die Absicht, den Wert des reinen Menschentums, aufopfernden, selbstlosen Lebens für andere, für eine Idee darzustellen. Aber diesmal tut er es nicht lehrhaft und doktrinär, sondern in künstlerisch starker Ausdrucks- und Formkraft.

Den Adel in seinem nur auf Außenwirkung berechneten Gebaren zu schildern, gibt ihm die Beschreibung des Hofes reiche Gelegenheit: Jagd, Rennen, Manöver, Spiel, Maitressenwirtschaft und alles andere höfische Treiben werden geschildert, meist mit leichtem Spott, manchmal auch mit Pathos, besonders dann, wenn Auerbach die Frivolität und den Leichtsinn solchen Daseins verurteilt. Und wieder wird die Forderung nach einem anderen, besseren Adel erhoben, als der Geburtsadel es ist. Schon in „Neues Leben“ will Graf Falkenberg Benjamin Franklins Wahlspruch „Tugend ist der wahre Adel“ als Losung „auf die Fahne der neuen Menschheit“ geschrieben haben. Diese Idee wird in „Auf der Höhe“ erweitert und noch der Begriff des Bildungsadels — ein Geistesadel also, wie ihn auch schon L. Schücking als einzigen Adel gelten lassen wollte, dazugenommen. Die Gräfin Irma spürt davon etwas, als ihr eine Bür-

gersfrau stolz von ihrer Patrizierfamilie erzählt, die bis auf das Geschlecht des Bürgermeisters Maier zurückgeht, der das große Madonnenbild von Holbein gestiftet hat; und während diese Bürgersfrau der reichsfreien Gräfin von ihrer großen Tradition spricht, da „ging der Gedanke nebenher durch ihre (der Gräfin) Seele, wie eine alte ererbte Bildungsgeschichte, eine ganz andere, als die des Adels, durch die Zeiten dahinfließt, und das Beste, was Menschen hervorgebracht, nicht der Adel, sondern das freie Bürgertum hervorgebracht hat". (I, 167) [11]).

Auch der Vater der Irma, Graf Eberhard von Wildenort, hat Anschauungen verwandter Art. Er lebt weitab vom Getriebe der Menschen, nur mit den Werken großer Dichter und Philosophen, er lebt „das ewige Leben mit den höchsten Geistern". Alle Ämter und Titel, die Menschen, die Fürsten verleihen, alle äußere Rangordnung sind ihm nichts; er verachtet all dies, er will nur im Geist und im Geistigen leben: „Wir empfangen mit dem Leben den Geist von Jahrtausenden, und wer in sich in Wahrheit ein Mensch geworden, in dem ist die ganze Menschheit" (I, 185).

Die Idee dieses Tugend- und Bildungsadels vertritt dann ganz konsequent der Leibarzt des Königs, ein Bürgerlicher zwar, aber mit durchaus aristokratischer Gesinnung. Die Masse, das Volk wird nur bedingt als Träger der neuen Idee gelten gelassen. Die Regeneration der Kultur nach geistigen Prinzipien wird als notwendig verlangt; sie muß von unten herauf begonnen werden, sie „kann aber aus den unteren Volksschichten allein nicht gemacht werden, sie wollen nur stets frische Kräfte hinauf schicken. Die große Masse als solche kann nur neuen Stoff hergeben, aber als Masse nicht die Kultur erneuern". (III, 280). Auf den Einwurf des Königs, dem der Hofarzt diese Ideen entwickelt, ob das nicht Aristokratie sei, antwortet der Medizinalrat: „Ich lasse dies immerhin auch Aristokratie nennen; aber es ist die ewig werdende, die demokratische; denn die Fortbildner des Volksgeistes gehen nicht aus derselben Sphäre hervor". III, 281).

Das soziale Element ist in „Auf der Höhe" ganz zurückgetreten, Standesfragen von politisch-soziologischen Gesichtspunkten aus werden kaum mehr erörtert. Ähnlich wie in der Romantik sind nur die geistigen Grundlagen des Adels in den Vordergrund gestellt. Aber während die Romantiker diese Probleme einordneten in die Suche nach der Neugestaltung des staatlichen Gemeinschaftslebens, nach einem organisch gegliederten Staat, den sie nach solchen Prinzipien aufbauen wollten, erweitert Auerbach diese Fragen zu allgemeinmenschlichen. Doch wird dies dadurch nicht klarer geformt und gestaltet, oft überwuchern philosophische Betrachtungen von mystischer Verschwommenheit die Grundlinie der Idee.

[11]) Zitiert aus d. Bettelheim'schen Ausgabe v. Auerbachs Werken „Auf der Höhe", Bd. 11—13, Buch I.

So will Auerbach mit seinen beiden Romanen nichts anderes erreichen, als eine „Wiedergeburt der Menschheit durch die reine Natur“ („Die Frau Professorin“). Er will mit ihnen, noch stärker allerdings in seinen Dorfgeschichten das verlorene Paradies reiner Menschlichkeit, das eben nur in der Natur zu finden ist, darstellen. „Und dies Paradies wird dargestellt von einem Dichter, der durch den Sündenfall der Erkenntnis hindurchgegangen ist“ [12]).

Im „Landhaus am Rhein“ (1869) versucht er noch einmal Zeitfragen darzustellen, vor allem die neue große Macht des Kapitalismus; alle Kreise der Gesellschaft werden vorgeführt, Adlige, Industrielle, Arbeiter, Geistliche, Taglöhner und Bauern. „Eine Welt von Gedanken und Charakteren wollte der Erzähler auferwecken, eine unermeßliche Fülle von Zeitfragen bewältigen, Riesenaufgaben, die bis zur Stunde mehr noch Moralisten, Volkswirte, Geschichtsschreiber, als die Erzähler beschäftigen“ [13]).

Aber so wenig es Gutzkow gelungen ist, so wenig kann Auerbach eine solche Enzyklopädie seiner Zeit künstlerisch formen. Und in diesem Roman besitzt er auch garnicht die Objektivität, um ein episches Weltbild zu geben. Er läßt sich zu sehr von der Absicht, zu bessern und zu ändern, leiten, wird didaktisch und reflektiert über alle Probleme, statt sie zu gestalten. So bleibt der Roman in einer pädagogischen Rhetorik stecken. Das soziale Problem, die Auswirkungen der neuen Geldwirtschaft, die Darstellung des Arbeiterlebens, der Kampf der Klassen und Stände gegeneinander, das alles ist nur von außen gesehen, vom Rand der Geschehnisse und Entwicklungen, nicht von ihrer Mitte aus. Die Totalität liegt nur im Stofflichen, nicht im Gestalteten.

Noch einmal flammt der Kampf um das Ständeproblem mit ungeheurer Heftigkeit auf bei Friedrich Spielhagen. In seinen großen Zeitromanen „Problematische Naturen“ (1861/62), „Die von Hohenstein“ (1863), „In Reih und Glied“ (1866) und „Hammer und Amboß“ (1869) versucht er alle Zeitfragen zu literarischem Ausdruck zu bringen.

Man kann die vier Romane in zwei Gruppen einteilen, deren geistiger Gehalt und deren Tendenz sich scharf voneinander abheben. Die beiden ersten Romane vertreten eine unerbittliche Stellung gegen jeglichen Adel, verraten einen wahren Adelshaß. Die Aristokraten werden schwarz in schwarz gezeichnet, Brutalität, krassester Egoismus, Unkultur und Ehrlosigkeit sind ihre Charaktereigenschaften. Es ist keine Spur von Objektivität mehr erhalten.

In den „Problematischen Naturen“ tritt der Hauslehrer einer Adelsfamilie, Oswald Stein, vor allem als wütender Adelsgegner auf. Jedoch hat er absolut adlige Allüren, verliebt sich ausschließlich

---

[12]) Philipp Witkop: Volk und Erde, S. 121.
[13]) Bettelheim: a. a. O. S. 315.

in adlige Damen, verführt sie und ist in seiner Herzensbildung und seinem genußsüchtigen Egoismus doch kein Haar besser, als die von ihm gehaßte Aristokratie. Und wenn er in der Revolution von 1848 auf den Barrikaden des Volkes kämpft, dann tut er es im Grunde nicht aus ehrlicher Überzeugung und aufrichtigem Mitgefühl, sondern nur um sich zu rächen, dafür, daß er nicht selbst auf dem Platz steht, den er sich innerlich so sehr wünscht, auf der obersten Gesellschaftsstufe.

Nur einer unter der adligen Gesellschaft ist nicht der Durchschnittstyp der aristokratischen Gesellschaft, wie ihn Spielhagen sonst sieht, der Baron Oldenburg. Auch Spielhagen zeichnet ihn noch einmal in der von den Jungdeutschen geliebten Gestalt des kultivierten und liberalen Edelmannes, wie ihn Freytag ebenfalls in seinem Fink dargestellt hat. Viktor Klemperer [14]) weist ebenfalls auf diese Ähnlichkeit hin und macht gleichzeitig eine feine Unterscheidung zwischen diesen Beiden. Er meint, daß man mit dem Vergleich, den auch Julian Schmidt schon angestellt hat, Spielhagen „in einem Atem zuviel und zu wenig Ehre erwiesen. Zuviel, denn bis zu dem männlichen Sichbescheiden Freytagscher Gestalten, das doch auch am Ende Fink auszeichnet, bringen es Spielhagens Helden nicht; zu wenig, denn die Beziehungen ins Allgemeine sind bei Oldenburg stärker betont. Vergleicht man ihn mit Fink, so muß man eben jenes Spielhagensche Transponieren ins Soziale und Politische ernstlich in Rechnung stellen".

Oldenburg leidet unter der Unkultur der Gesellschaft, in der er zu leben gezwungen ist, und er erkennt genau ihre Fehler. „Ich weiß, wie hohl die Freuden dieser Menschen sind; ich weiß, wie kummervolle Gesichter, welch' erbärmliche Armsündermienen sich hinter den lachenden Gesellschaftsmasken verstecken. . . . ." (I, 242).

Die andern Aristokraten aber, die der Überzeugung sind, daß nur der Adel der Geburt auch den Adel der Gesinnung bedingt, und daß beim Volk für ihre besonderen Ideale keinerlei Verständnis zu erwarten ist, sind aber nicht als Vertreter eines Standes in ruhiger Betrachtung gesehen, sie sind bis zur giftigen Karikatur verzerrt.

Man spürt in den „Problematischen Naturen" garnichts von dem wirklichen Zustand der Zeit, nichts von den schweren sozialen Umwälzungen, die sich vollziehen. Nur an einer Stelle (II, 325) und da gänzlich unmotiviert, klingt plötzlich ein Thema an, das den eigentlichen sozialen Inhalt der Zeit ausdrückt: „Heutzutage gilt der einzelne, und wäre er noch so bedeutend, wenig; die ganze Kraft liegt in der Masse, die in dicht geschlossener Kolonne, langsam, aber unaufhaltsam auf der Bahn des Fortschritts weiterdrängt. Das ist noch

---

[14]) Die Zeitromane Spielhagens. Forschungen z. neueren Lit. Gesch. XLIII, S. 73.

nicht vielen klar geworden; ja, Herrscher, Fürsten und Fürstenknechte, die eine dunkle Ahnung von der Sache haben, möchten in ihrem brutalen Egoismus und ihrer frivolen Eitelkeit die alte Zeit wieder heraufführen, wo der Einzelne alles und die Menge nichts war. Aber es hilft ihnen wenig. Mit dem todesmutigen Instinkt der Wanderratte ausgerüstet, marschiert die Fortschrittsarmee in langer unabsehbarer Linie heran; Schulter an Schulter, der Hintermann in den Fußtapfen des Vordermannes, und wenn hier oder da eine Lücke entsteht, so schließt sie sich auch in demselben Momente wieder."

Dies Thema von der Masse des Volkes wird schon im nächsten Roman „Die von Hohenstein" und in allen weiteren Romanen Spielhagens deutlicher. Nicht mehr zwei Klassen nur stehen sich gegenüber; es bekämpfen sich jetzt Adel, Bürgertum und Proletariat auf das erbittertste. Aber der Haß gegen den Adel hat Spielhagen in „Die von Hohenstein" noch mehr die Feder diktiert als in seinem ersten Roman.

Nur noch als grundschlechte, fast vertierte und verbrecherische Naturen zeichnet er die Aristokraten, und stellt ihnen gegenüber Vertreter des biederen Bürgertums, die im Vergleich zu den Adligen schon fast Engel sind. Spielhagen scheut auch nicht davor zurück, mit den billigsten Mitteln zu schildern, um eine sensationelle Spannung zu erzeugen und glaubt, um ein wahres Bild der Zeit geben zu können, gerade nur das unerfreulichste und unschönste als typisch für die Zeit darstellen zu müssen. Wesentlich an dem Buch ist auch nicht die Zeichnung der Charaktere, sondern die Schilderung der Zeitereignisse, der revolutionären Kämpfe in der Rheinprovinz, der Proletarierversammlungen und der Beratungen der öffentlichen Körperschaften. Hier spürt man die Objektivität des Autors, weil es ihm darauf ankam, die positiven Kräfte seiner Zeit zu gestalten, auf denen die Hoffnung der Zukunft beruht, wie er auch nicht umsonst als Motto ein Wort Varnhagen van Enses an den Anfang des Romanes gestellt hat: „Unsere ganze Hoffnung muß auf das eigentliche Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Besinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unerschöflich erneuern".

Trotzdem wird schon in „Die von Hohenstein" schwach angedeutet, was in den späteren Romanen dann deutlich Ausdruck erhält, daß mit dem Herrschen eines bestimmten Standes kein Staats- und Gesellschaftsaufbau möglich sei. Es wird hier nicht der Sozialismus als Heilmittel für alle sozialen Schäden gepredigt, sondern nur der Ausgleich der Stände, die Gleichberechtigung aller Stände verlangt: „Was heißt das auch: Herrschaft des Proletariats! In der Gesellschaft wie ich sie mir denke, ... soll niemand herrschen als die Vernunft. Ist es eben denn nicht unser Unglück, daß jetzt eine Klasse ohne Vernunft und Billigkeit zu achten, die anderen Klassen freventlich unterdrückt und ausbeutet? Die Proletarier zur Herrschaft brin-

gen, hieße, die soziale Krankheit auf eine andere Stelle leiten, aber nicht heilen". (IV, 75).

Während aber in „Die von Hohenstein" eine Objektivität im Sinne des Ausgleichs und der Ergänzung der Stände noch nicht möglich geworden ist, weil der bürgerlich-liberale Spielhagen noch zu sehr den Adel als soziale Institution verfolgt, wird in seinem nächsten Roman „In Reih und Glied" dies Problem in ruhiger Darstellung behandelt, die Forderung der neuen Zeit erkannt und zum Ausdruck gebracht. Die Handlung ist auch hier vielfach verschlungen. Alle Stände und Parteien sind vertreten, und durch persönliche Schicksale Einzelner werden sie in engen Zusammenhang und wieder zu scharfer Auseinandersetzung gebracht. Der Kampf des Sozialismus mit der gesamten bürgerlichen Gesellschaft, die zweite große, soziale Auseinandersetzung des 19. Jahrhunderts beginnt: Bürgertum und Proletariat.

Wir haben gesehen, wie bei dem eigentlichen Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert in den dreißiger Jahren der Kampf Adel — Bürgertum entbrennt; die wirtschaftlichen Verhältnisse, der Industrialismus haben in der Zwischenzeit die neue Klasse, den vierten Stand geschaffen. Dessen Macht liegt in seiner Masse, die alle bisherige staatliche und gesellschaftliche Ordnung zu erdrücken droht.

Diese Auseinandersetzungen sind das Hauptthema von „In Reih und Glied", dasselbe Thema, das schon in Gutzkows „Ritter vom Geist" einmal anklingt, ohne den aufkommenden Sozialismus in seiner eigentlichen staats- und gesellschaftsverändernden Bedeutung schon ganz herauszustellen. Und lag bei Gutzkow noch das Hauptgewicht auf der Darstellung der oberen Stände, wurde dort noch nur der Geistes- und Bildungsadel gefordert, so dominiert bei Spielhagen, entsprechend den veränderten Zeitverhältnissen die untere Volksschicht.

Ein wesentlicher Fortschritt im Schaffen Spielhagens ist der neue Roman vor allem wegen seiner größeren Objektivität. Spielhagen gibt sich jetzt nicht mehr als Adelsfresser, die Hauptgestalt der geschilderten Adelsgesellschaft, der Freiherr von Tuchheim, wird als sehr humaner und liberaler Aristokrat gezeichnet, der sich um das Wohlergehen seiner Gutsleute kümmert, der sich sogar zu einem Verständnis für den Sozialismus entwickelt. Der Landrat von Hey, der als adliger Beamter einen viel schärferen Ton all den neuen politischen Bestrebungen gegenüber hat, wird trotzdem nicht ungerecht verzeichnet; er vertritt das Staatsinteresse gegen das Standesinteresse. „Ihr Grandseigneurs könnt eure ehemalige Reichsfreiherrlichkeit nicht vergessen. Ihr möchtet das alte, patriarchalische Verhältnis zwischen Euch und Euren Untertanen aufrechterhalten, resp. wiederhergestellt wissen, und seht in uns, den Vertretern des modernen Staats, Eure natürlichen Widersacher" (I, 233).

Aber nicht darauf kommt es jetzt mehr an, zu zeigen, wie der Adel ist, oder wie er vielleicht sein sollte; Spielhagen hat sich mit dem Adel als sozialem Stand bedingt abgegeben, denn es geht ihm jetzt um mehr, es geht ihm jetzt um das Ganze, nicht mehr um einen einzelnen Stand, sondern um die Gesamtheit des Volkes, zu der alle Stände und Klassen gehören.

„Das ist der große demokratische Gedanke, der freilich schon mit der Menschheit geboren wurde, aber doch erst mit dem Christentum die rechte Weihe empfing, der dann scheinbar wieder verloren ging, bis er in unseren Tagen aus der Asche des Mittelalters, wie ein Phoenix verjüngt, sich erhoben hat, um nun nie und nie wieder verloren zu gehen. . . . . Keiner soll jetzt mehr tragen, als er tragen kann; kein Heiland unter der Kreuzeslast zusammenbrechen . . . . wir wissen jetzt, daß alle Länder gute Menschen tragen, und diese Menschen bilden eine einzige große Armee; der einzelne ist nichts weiter als ein Soldat in Reih und Glied . . . . das ist seine Ehre, denn darin liegt seine Kraft. Als Einzelner ist er nichts — als Glied des Ganzen unwiderstehlich." (II, 27).

Diese neue politische Anschauung von der Macht und Bedeutung des Volkes als Masse verkündet der Arzt Leo Gutmann, der als eifriger Politiker erst bei der liberalen und dann bei der Arbeiterpartei seine Ziele und seine Ideale zu verwirklichen sucht, Spielhagen läßt ihn scheitern, nicht an seiner politischen Betätigung, sondern durch ganz persönliche Affären; wegen Liebeshändeln fällt er im Duell; als Vorbild diente Spielhagen Lasalle, den er auch schon in „Die von Hohenstein" in der Gestalt Münzers zeichnete.

Wird in „Reih und Glied" ein starkes modernes, politisches Bekenntnis gegeben, so wird doch nicht ein unbedingter und einseitiger Sozialismus vertreten. Spielhagen, dessen Oswald Stein und Doktor Münzer durchaus individualistische und eigentlich sogar aristokratische Charaktere sind, die nur in äußerlich zu ungünstigen Verhältnissen leben, um sich so auswirken zu können, wie sie es ihrer Natur nach müßten und wollten, läßt es in „In Reih und Glied" ganz deutlich werden, daß er, wie seine Helden, nicht von Liebe, höchstens von Mitleid für das Volk erfüllt ist, daß er ihm zwar helfen, aber keine Gemeinschaft mit ihm haben will. Führer sein, das ist das höchste, was ihm zu erreichen Wert ist. Zum Führer aber scheint ihm der Intellektuelle, der Gebildete besonders berufen. Das Problem der Geistes- und Bildungsaristokratie taucht auf, aber in einer so schroffen Form, wie sie weder Immermann, noch Schücking, noch Gutzkow vertreten haben. Dort war ein bescheideneres Sicheinordnen, ein demokratischeres Gefühl zu spüren, wahrhaftes soziales Empfinden, das nur manchmal romantisch verkleidet war. Bei Spielhagen, dessen Realismus seine geistige Haltung viel deutlicher werden läßt, kann man beinahe etwas wie eine geheime Verachtung der Masse, ein aesthetisches Zurückschrecken vor der Berührung mit dem Volke merken. Er erkennt die Forderung der Zeit, er vertritt

und verteidigt die neuen Anschauungen, aber er verlangt, daß er zu den Führern der neuen Zeit gehört. Walter Gutmann, in dem er sich teilweise selbst gezeichnet hat, äußert denn auch seine wahre Überzeugung, sein persönliches Wollen, wenn er Leo Gutmann, auf dessen (oben wiedergegebene) Äußerungen kühl und überlegen antwortet: „Dein Gleichnis ist schön und hat mit anderen Gleichnissen nur den kleinen Fehler, daß es die verglichene Sache nicht deckt. Wenn Du behauptest, daß die Kämpfe der Menschheit jetzt mehr als sonst Massenkämpfe sind . . . . so ist das gewiß richtig; aber wenn Du daraus den Schluß ziehst, daß das Genie nun überflüssig geworden ist, so ist das gewiß falsch. Im Gegenteil! Was soll aus Deiner Kolonne werden, wenn sie keinen Führer hat, der ihre Bewegungen leitet, der das Ganze übersieht, das der einzelne nicht sehen kann? . . . . der mit einem Wort erst einen Sinn bringt in die allgemeine Sinnlosigkeit? Die große Masse ist heute noch, was sie von jeher war und ewig bleiben wird. Sie will und muß geführt sein, sie erzeugt aus sich heraus nicht den bewegenden Gedanken“ (II, 28).

Aus rein sachlichen Gründen, aus ruhiger, klarer Einsicht in die Forderungen staatspolitischer Vernunft, ist Spielhagen für die politische Ausnutzung des vierten Standes, zumal Adel und Bourgeoisie für die Gestaltung des neuen Staates kaum mehr in Frage kommen. Spielhagen sieht nämlich (1864!) im Bürgertum schon den Keim des Unterganges. Der Industrialismus und der damit sich entwickelnde Kapitalismus lassen den Mittelstand immer mehr dem Gelderwerb aus Selbstzweck, einem krassen Materialismus zuneigen, der allmählich zu der ideen- und seelenlosen Epoche der „Gründerjahre“ führt, zur Hohlheit, Phrasenhaftigkeit und inneren Unwahrhaftigkeit des Bürgertums, gegen das dann etwa von 1885 an eine neue Generation von Schriftstellern Sturm lief, deren so sehr bekämpfter „Naturalismus“ zutiefst ein glühender Idealismus war, der „die Forderung eines neuen ethischen Lebensgehaltes“ [15]) aufstellte, deren Führer „die Apostel einer allgemeinen, ethischen und religiösen Erneuerung“ [16]) wurden. (Ibsen, Gerhart Hauptmann!).

Spielhagen erkennt dieses Bürgertum ohne Ideale und schildert es zwar nicht mit so großem Hasse wie die Aristokratie, aber mit viel stärkerer Verachtung: „Armselige Philister, deren Gesichtskreis nicht weiter als bis zur Spitze ihrer Nase reicht . . . schlaue Sophisten, die wohl wissen, was nottut, aber aus tausend unlauteren Motiven sich wohl hüten, die Wahrheit zu sagen; ehrgeizige Stellenjäger, die in der Opposition nur eine Leiter zu dem erhabenen Ziele eines Ministerportefeuilles sehen, protzende Geldsäcke, die nicht den Pfifferling für eine Freiheit geben, bei welcher ihre Aktien um ein halbes Prozent fallen könnten“. (II, 94).

---

[15]) Philipp Witkop: Deutsche Dichtung der Gegenwart, 1924 S. 9.

[16]) ebenda.

Diese geldstolzen Krämer hält er für gänzlich ungeeignet zum Aufbau des Staatswesens; notwendig sind sie, Konzessionen muß man ihnen machen, aber eine schöpferisch-politische Kraft sieht er schon in diesem Bürgertum nicht mehr. Der Bankier und der Industrielle sind die Herren der Neuzeit; die Geldaristokratie ist an die Stelle der Geburtsaristokratie getreten. Jene aber ist viel schlimmer, viel drückender als diese. „Das Recht der Faust war dem gehudelten, an die Scholle gehefteten Sklaven des Mittelalters noch unendlich günstiger als das Recht des Geldes dem Arbeiter der Jetztzeit ist. Arm und elend wie jener war, einmal kam doch vielleicht die Stunde, wo das Recht, unter dem beide, Herr und Knecht standen, d. h. die Macht auf seiner Seite war . . . . wann kommt diese Stunde je für den modernen Sklaven, den Fabrikarbeiter?“ (III, 269).

Die Kraft, den Staat organisch neuzuordnen, haben nicht mehr die Bürger, „die ihren Wohlstand und Reichtum mit ihrem moralischen und intellektuellen Bankerott bezahlt haben; sie sind es nicht, bei denen man noch Glauben und Frömmigkeit oder überhaupt eine sittliche Regung, einen großen Gedanken suchen darf . . . der gute Acker, in welchen man die goldene Saat der Zukunft streut, damit sie fröhlich aufgehe und Frucht bringe, hundert- und tausendfältig, das sind eben die Armen und Elenden, diese mit dem Schweiß und dem Blute der Jahrhunderte gedüngte Brache voll unermeßlicher Kraft“. (III, 267).

Das Problem der Geburtsaristokratie ist nun ganz verschwunden hinter den neuen großen Problemen, die nicht nur einen Stand, die das ganze Volk betreffen, es aufwühlen und in soziale Kämpfe verwickeln, die schwerer und umwälzender sind, als alle früheren ständischen Kämpfe.

In „Hammer und Amboß“ geht Spielhagen noch weiter als in dem vorhergehenden Roman. Jetzt sucht er sogar eine natürliche Gliederung der Stände, wie sie die Romantik noch wollte, aber der Adelshaß ist bei Spielhagen jetzt gar nicht mehr vorhanden, er zeichnet nur noch einen Adligen als Parasiten der Gesellschaft, ohne ihn jedoch als typisch zu nehmen, ja, er stellt ihm gegenüber einen andern Adligen, der gerade die Anschauungen vertritt, die Spielhagen als Heilmittel für die soziale Not der Zeit betrachtet.

Wie in Freytags „Soll und Haben“, wird auch in „Hammer und Amboß“ das Volk bei der Arbeit gesucht und geschildert. Hat aber Freytag noch die geruhsame Atmosphäre eines Bürgerhauses und eines wohlgeordneten Handlungsgeschäftes dargestellt, so führt Spielhagen mitten in die neue Zeit, in eine Maschinenfabrik, zeigt Arbeit, Not, Elend, soziale Kämpfe und auch schon die Gefahr der Mechanisierung des Lebens der Fabrikarbeiter. Und in diesem Roman will Spielhagen den Ausweg aus aller sozialen Not finden durch ausgleichendes Recht, durch Beseitigung der Verhältnisse von

Befehlenden und Untergebenen, von Herr und Knecht, dafür soll ein Zustand der Liebe, Sittlichkeit und Gerechtigkeit treten:

„Wir stecken noch tief im Schlamm des Mittelalters . . . . der Fortschritt der Menschheit ist unendlich langsam . . . . überall das kaum versteckte, grundbarbarische Verhältnis zwischen Herren und Sklaven, zwischen der dominierenden und der unterdrückten Kaste; überall die bange Wahl, ob wir Hammer sein wollen oder Amboß. . . . . Nicht Hammer oder Amboß — Hammer und Amboß muß es heißen, denn jedwedes Ding und jeder Mensch in jedem Augenblicke, ist beides zur gleichen Zeit . . . . Wenn aber die Natur unbewußt dieses große Gesetz der Wechselwirkung befolgt, und eben dadurch ein Kosmos und kein Chaos ist, so soll der Mensch, dessen Dasein unter genau demselben Gesetz steht, sich dieses Gesetz zum Bewußtsein bringen, mit Bewußtsein ihm nachzuleben streben". (I, 359).

„Hammer und Amboß" ist der letzte große soziale Zeitroman, der vor der Gründung des deutschen Reiches erschien. Noch einmal treffen sich wie in einem Brennpunkt alle Strahlen der Probleme, die die Zeit politisch, soziologisch, geistig und kulturell aufs heftigste bewegten; Probleme, deren Ursprung man schon in die französische Revolution von 1789 verlegen kann, die aber erst um das Jahr 1830 zu brennenden Zeit- und Tagesfragen wurden.

Und im Laufe dieser Entwicklung hat sich das ständische Problem in seiner Bedeutung vollkommen verschoben. Wir sahen, wie die Romantik, vom „Wilhelm Meister" ausgehend, der den Subjektivismus in der sozialethischen und sozialaristokratischen Gesinnung des Humanitätsideals der Menschheit überwand, diese Gesinnung wieder einengte zu dem Begriff der nationalen Volksgemeinschaft, in der die Stände sich zu einer sinnvoll geordneten Gesellschaft, zu einem organischen Staatswesen einten. Der klassische Roman überwand die ständische Begrenzung der Menschen durch die höhere Synthese aus Verstand und Gefühl, die das freie Individuum in eine freie Gemeinschaft stellte; die Romantik wollte die Bindung des einzelnen an den Stand und durch ihn erst die Bindung an die Volksgemeinschaft.

Nach der Romantik aber teilt sich diese Linie in die verschiedensten Richtungen. Die neuen politischen und sozialen Forderungen der Zeit stellen an die Menschen und die Berufsstände ganz neue Aufgaben, die schließlich zu einer Trennung aller Klassen, zu erbitterten Kämpfen der sozialen Gruppen um Verteidigung oder Eroberung der Macht führen. Adel und Bürgertum und zuletzt das Proletariat stehen sich in schroffen Fronten gegenüber und statt organisch sich zur Gesamtheit des Staates zu gliedern, wirken sie destruktiv und hemmend für jeden politischen und soziologischen Aufbau, bis unter Bismarck wenigstens äußerlich die Einheit geschaffen wird, und die sozialen Konflikte, wenn auch nur durch staatliche

Machtmittel, aus dem Vordergrund der öffentlichen Diskussion zurückgedrängt wurden.

Die Entwicklung der Literatur ist, wie in dieser Abhandlung zu zeigen versucht wurde, ein getreues Abbild dieser Vielfältigkeit der geistigen und sozialen Strömungen im 19. Jahrhundert. „Wilhelm Meister" gibt noch ein objektiv gestaltetes Weltbild, führt die Totalität seiner Zeit vor. Von da ab und schon in der Romantik zersetzt sich die organische Einheit des Lebens in Staat und Gesellschaft immer mehr, die epische Dichtung ist nicht mehr der Ausdruck einer Totalität und Universalität, nur Teilzustände und Ausschnitte aus einer Gesamtheit werden noch gegeben. Doch lassen sich die Mosaikbilder solcher tendenzbedingten und interessenvertretenden Darstellungen immer noch zu einem Gesamtbild zusammenfügen, das zwar nicht mehr die kosmische Tiefe der großen Epik hat, in dem aber doch die typischen Wesenheiten einer Gesamtheit sich widerspiegeln, in dem sich letztlich ein Allgemeingültiges darstellt und gestaltet.

So gibt jeder Roman, der wenigstens die Grundmerkmale epischer Dichtung aufweist — und nur solche wurden hier betrachtet —, das Bild eines Volkes und eines Standes. Die „Gesinnung zur Totalität" (Lukacs) haben wir in den in unserer Darstellung behandelten Romanen aufzuzeigen versucht. Sie schien oft nicht mehr vorhanden zu sein, war kaum mehr unter der allzu gehäuften Problematik von Teilfragen zu spüren. Und doch war sie gerade in der lebhaften Auseinandersetzung um die Fragen ständischer Gestaltung immer vorhanden. Denn immer wieder wird das Adelsproblem, bis zur Mitte des Jahrhunderts das wichtigste soziologische Problem, neu angepackt, von einer andern Seite aus gesehen und dargestellt. Bald geht es um die Abwehr feudaler Restaurationsversuche, bald wird die Forderung nach dem Geistesadel aufgestellt, bis allmählich Sozialismus und Arbeiterfrage auftauchen und neue schwere Probleme mit sich bringen. Und immer ist der Angelpunkt alles literarischen Schaffens während dieser Entwicklung die innere und äußere Organisation der Gesellschaftsformen.

Im Verlauf der Zeit haben sich die Zustände so gewandelt, daß die Aristokratie als Stand von selbst nicht mehr die Bedeutung hat, wie sie frühere Jahrzehnte aufwies, da sie in ihrer politischen, kulturellen und vor allem wirtschaftlichen Struktur kaum mehr wesentlich die Verhältnisse zu beeinflussen vermochte, und da sie andererseits, aus Schwäche oder hochmütigem Standesdünkel, darauf verzichtet hat, geistig an der Gestaltung des öffentlichen Lebens wesentlichen Anteil zu nehmen.

Ein Stand hat sich überlebt; und ist bei Goethe dieser Stand und seine Beschränkung durch Humanität und Bildung überwunden worden, ein halbes Jahrhundert später haben die sozialen Ver-

hältnisse diesen Stand in seiner ursprünglichen Bedeutung ausgelöscht.

Nach der Gründung des deutschen Reiches setzt sich diese Entwicklung weiter fort, der Adel hat nur noch im Heer und in der Diplomatie bevorzugte Stellung. Damit setzt eine weitere Degeneration ein, die nur noch durch Haltung, durch ein Festhalten an der Tradition, im äußeren Gebaren vorerst verborgen bleibt. Aber deutlich wird sie schon in der stillen Gehaltenheit Fontanescher Adelsgestalten, die kaum mehr die Kraft haben, ihre Gefühlswelt, die starke Beherrschtheit maßvollen Formlebens durchbrechen zu lassen, die sich bescheiden, die resignieren, kaum für sich und ihr privates Glück zu kämpfen vermögen, noch viel weniger für ihren Stand. Die starke dichterische Kraft Fontanes gestaltet diese schon etwas müden Menschen wundervoll in einer beinahe wehen Gefühlsweichheit, mit einer Stille und in sich versunkenen Ruhe, hinter der nur selten ein heißer Funke fordernden Lebensanspruches aufsprüht.

Der Adel in seiner standesmäßigen Geschlossenheit und doch schon so morbiden Schwäche wird zum letzten Mal in reifer künstlerischer Gestaltung dargestellt bei Eduard von Keyserling, der um das sterbende Lebens- und Weltgefühl seines Standes weiß, wie keiner je zuvor. Und es ist symbolisch, daß der letzte Künder eines rein blutmäßig in sich lebenden Adels starb zu einer Zeit, als das letzte große weltgeschichtliche Ereignis, der Weltkrieg und die Revolution diesen Stand endgültig vernichtete, im September 1918. Keyserling zeichnet zum letzten Mal diese Vertreter der stillen, nur ihren alten, ererbten Gesetzen lebenden Aristokratie in ihren zartesten und letzten Schwingungen. Kein Außenwerk mehr, kein Versuch nach einem in der Öffentlichkeit tätigen Leben wird hier gegeben, alles wird nach innen gelebt, jede Berührung mit der Welt schmerzt diese Menschen, jeder starke Zusammenprall mit ihr vernichtet sie. Es sind müde, hoffnungslose Geschlechter, deren Untergang Keyserling besingt mit einer Melodie „die in seiner Seele war, wie das gleitende Singen eines Flusses, wenn es dämmert, ganz versunken in seine innere Welt, schuf er schwermütig-schöne Musik, leise Trauermärsche auf den Tod einer Kultur, die er mit wissender Ironie, mit kühler Skepsis und großer Liebe gelebt und betrachtet hatte." (Artur Binz, die schöne Literatur, Jahrg. 1930, Heft 5).

Zum letzten Mal ist in Keyserling der Adelsroman, der sich von der objektiven Weltgestaltung des „Wilhelm Meister" über die problematische und zweckbedingte Tendenzliteratur zur Zeit- und Gesellschaftsdichtung gewandelt hat, zur reinen Menschheitsdichtung geworden.

Literaturverzeichnis.

A. Allgemeines:

A. Literaturgeschichte u. Aesthetik.

(Gesamtdarstellungen).

Hugo Bieber: Der Kampf um die Tradition (D. dt. Dichtung v. 1830—1880). Berlin 1928.

Felix Bobertag: Geschichte d. Romans u. d. ihm verwandten Dichtungsarten i. Dtschl. Breslau 1879.

Georg Brandes: Die Hauptströmungen der Literatur d. 19. Jhdts. Bd. III u. IV, 8. Aufl. 1900.

Herbert Cysarz: Von Schiller zu Nietzsche. Halle 1928.

Wilh. Diltey: Erlebnis und Dichtung. Leipzig 1907.

G. W. Fr. Hegel: Aesthetik. 2. Aufl. 1842.

Alfr. Kleinberg: Die dtsche. Dichtung i. ihren sozialen, zeit- u. geistesgeschichtl. Bedingungen. Berlin 1927.

Georg Lukacs: Die Theorie des Romans: Ein gesch. philos. Versuch über die Formen großer Epik. Berlin 1920.

Werner Mahrholz: Gesellschaftl. Umwälzung u. geistige Wandlung. Ein Beitrag z. Soziologie d. dt. Literatur. Preuß. Jahrb. 1927 Bd. 209 Heft 1.

Richard M. Meyer: D. Weltliteratur i. 20. Jhdt. Stgtt. u. Berlin 1913.

Mielke-Homann: D. dt. Roman d. 19. u. 20. Jhdts. Dresden 1920.

Robert Prutz: D. dt. Literatur d. Gegenwart 1848—1858. 2. Aufl. 1860.

Georg Steinhausen: D. Anfänge d. französ. Literatur- u. Kultureinflusses i. Dtsch. Zeitschr. f. vergl. Lit. Gesch. Bd. VII, 1894.

Rudolf Haym: Die romantische Schule. Berlin 1870.

Ricarda Huch: Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig 1902.

Paul Kluckhohn: Die deutsche Romantik. Bielefeld 1924.
Paul Kluckhohn: Persönlichkeit und Gemeinschaft. Studien z. Staatsauffassung d. Romantik. Halle 1925.
Paul Kluckhohn: Deutsche Vierteljahrsschr. f. Lit. Wiss. u. Geistesgesch. Berlin, Buchreihe Bd. 5.
Herm. A. Krüger: Der junge Eichendorf. Oppeln 1898.
J. Minor: Zum Jubiläum Eichendorffs. Zeitschr. f. d. Philologie Bd. 21. 1889.
Adam Müller: Briefwechsel zwischen Gentz u. Müller 1800 bis 1829. Stuttgart 1857.
Andreas Müller: Die Auseinandersetzung d. Romantik mit d. Ideen d. franz. Revolution. Dt. Vierteljahrsschr. f. Lit. Wissen. u. Geistesgesch. Buchreihe Bd. 16. 1929.
Josef Nadler: Die Berliner Romantik. Berlin 1921.
Julius Petersen: Die Wesensbestimmung der dtsch. Romantik, Leipzig 1924.
Albert Poetzsch: Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung. Leipzig 1907.
Ridard Samuel: Die politische Staats- u. Geschichtsauffassung Fr. v. Hardenbergs (Novalis), Studien z. romantischen Geschichtsphilosophie, Frankf. a. M. 1915, in „Dtsche Forschungen", hrg. v. Fr. Panzer u. Jul. Petersen.
P. Scheidweiler: D. Roman d. dtsch. Romantik. Leipzig 1916.
F. W. Schelling: Werke. Münch. Jubiläumsausg. Bd. I—VI. 1927.
Fr. Th. Vischer: Aesthetik, Bd. VI, 2. Aufl. München 1923.
Oskar Walzel: D. dt. Literatur von Goethes Tod bis z. Gegenwart. Berlin 1929.
Ludolf Wienbarg: Aesthetische Feldzüge. Hbg. 1834.
Philipp Witkopp: Die neuere dt. Lyrik. Leipzig, Berlin 1913.

B. Geschichte und Soziologie:

B. Geschichte und Soziologie:

Georg v. Below: „Adel" i. Handw. d. Staatswiss. 3. Aufl. Bd. I. Jena 1909.
A. Bernstein: Die Jahre der Reaktion. Berlin 1881.
Jos. v. Eichendorff: Dtsches Adelsleben am Schluß des 18. Jhdts. Kürschners Nat. Lit. Bd. 146.
Pontus E. Fahlbeck: Die Klassen der Gesellschaft. Jena 1922.
A. Florschütz: Die polit. u. sozial. Zustände d. Provinz Westphalen während d. Jahre 1848—58. Elberfeld 1861.

F. Baron de la Motte Fouqué: Gespräch zweier preuß. Edelleute über den Adel. Berlin 1808.

F. Baron de la Motte Fouqué: Etwas über den Adel, Rittertum, Militär-Ehre. Briefe v. F. u. A. Perthes. Hbg. 1819.

Hildegard Götting: D. sozialpolit. Ideen i. d. konserv. Kreisen i. d. vormärzl. Zeit. Diss. Berlin 1920.

Carl Ludwig v. Haller: D. Restauration der Staatswissenschaften. 2. Aufl. Berlin 1921.

Georg v. Knapp: Die Bauernbefreiung. 2. Aufl. München-Leipzig 1927.

Adam Müller: Elemente d. Staatskunst. Vorlesungen. Berlin 1808.

Siegmund Neumann: Die Stufen d. preuß. Konservatismus. Histor. Studien Heft 1900. Berlin 1930.

Wilh. H. Riehl: Die bürgerl. Gesellschaft. 6. Aufl. Stgtt. 1861.

Wilh. H. Riehl: Die Naturgesch. d. Volkes als Grundlage einer dtschen Sozialpolitik. 6. Aufl. Stuttgart 1867.

J. H. Rossbach: Geschichte der Gesellschaft. Würzburg 1868.

Georg Simmel: Soziologie. München-Leipzig 1922.

Georg Steinhausen: D. Aufschwung der dtschen Kultur v. 18. Jhdt. bis z. Weltkrieg. Leipzig u. Wien 1920.

Hans Albert Freiherr v. S.: Apologie des Adels. Berlin 1808. Verlag K. F. Amelang.

C. F. F. v. Stranz: Gesch. d. dtschen Adels, urkundl. nachgewiesen von s. Ursprung bis auf die neueste Zeit. 2. Aufl. Breslau 1848. 3. Teil.

Heinrich v. Treitschke: Deutsche Geschichte i. 19. Jhdt.

Ernst Troelich: Die Restaurationsepoche am Anfang des 19. Jhdts. Ges. Aufs. Bd. IV, Tüb. 1925.

Max Weber: Ges. Aufsätze zur Soziologie u. Sozialpolitik, Tübingen 1924.

Theobald Ziegler: Die geist. u. sozial. Strömungen im 19. Jhdt. 1899.

Kapitel I.

Herma Becker: Achim v. Arnim i. d. wissenschaftl. u. politischen Strömungen s. Zeit. Abhandlungen z. mittl. u. neueren Gesch. Heft 37. 1912.

Jonas Cohn: Der deutsche Idealismus. Leipzig, Berlin 1923.

Richard Dietze: Eichendorffs Ansicht über romant. Poesie. Diss. Leipzig 1883.

Jos. v. Eichendorff: Gesch. d. poetischen Literatur Deutschlands. Paderborn, 3. Aufl. 1866.

Friedr. Gundolf: Romantiker. Berlin 1930.

Schellings Briefwechsel mit Niethammer vor seiner Berufung nach Jena; hrg. v. Georg Dammköhler. Hegel-Archiv Bd. II, Heft I, 1913.

Friedrich Schulze: Die Gräfin Dolores. Ein Beitrag zur Gesch. d. dtsch. Geisteslebens i. Zeitalter d. Romantik. Diss. Leipzig 1904.

Oskar Walzel: Deutsche Romantik. Leipzig, Berlin 1918.

Konrad Weichberger: Untersuchungen z. Eichendorffs „Ahnung u. Gegenwart". Diss. Jena 1900.

Kapitel II.

H. Bloesch: D. junge Deutschland i. s. Beziehungen z. Frankreich. Diss. Bern, 1903.

Emil Bergmann: Die ethischen Probleme i. d. Jgdschrift. d. Jungdeutschen. Diss. Leipzig 1906.

Hans Friedrich: Die religionsphilos. soziolog. u. polit. Elemente i. d. Prosaschriften d. jungen Deutschl. Diss. Leipzig 1907.

F. Freiligrath: Blätter zur Erinnerung an Karl Immermann. Stuttgart 1842.

H. H. Houben: Jungdeutscher Sturm und Drang. Leipzig 1911.

H. H. Houben: Gutzkow-Funde. Berlin 1901.

Olga Kuthe: Heinrich Laubes Roman „Die Krieger" i. Zus. mit d. Polenbegeisterung um 1830. Diss. Marburg 1925.

Sigmund v. Lempicki: Immermanns Weltanschauung. Berlin 1910.

Harry Mayne: Immermann. Der Mann u. s. Werk i. Rahmen d. Zeit- u. Lit.-Gesch. München 1920.

Victor Schweizer: Ludolf Wienbarg als jungdeutscher Aesthetiker. Diss. Leipzig 1896.

Elisabeth Spohr: Die Darstellung d. Gestalten i. Immermanns „Epigonen". Diss. Greifswald 1915.

Kapitel III.

Anton Bettelheim: Berthold Auerbach. Stuttgart 1907.

Martha Geller: Fr. Spielhagens Theorie und Praxis d. Romans. Bonner Forschungen. Neue Folge Bd. X, 1917.

Hallische Jahrbücher f. Kunst u. Wissenschaft.

Victor Klemperer: Die Zeitromane Fr. Spielhagens u. ihre Wurzeln. Forsch. z. n. Lit. Gesch. Weimar 1913.

R. M. Meyer: Ida Gräfin Hahn-Hahn. (A. D. B. 49. Bd.), 1904.
Thomas Mann: Zum Tode Eduard v. Kayserlings in: „Rede und Antwort".
Kurt Pinthus: Die Romane Levin Schückings. Diss. Leipzig 1911.
H. Pröhle: Alex v. Ungern-Sternberg. (A. D. B. 39. Bd., 1895).
Karl Schumacher: Max Waldau (G. v. Hauenschild (Germ. Studien, Bd. 38), 1925.
Ulrich Stülpnagel: Eduard von Kayserling und sein episches Werk. Diss. Rostock, 1926.
Philipp Witkop: Dt. Dichtung d. Gegenwart. Leipzig 1924.
Philipp Witkop: Volk und Erde. Karlsruhe 1929.

Lebenslauf.

Am 5. Mai 1903 wurde ich, Walter Manggold, als Sohn des damaligen Lehramtspraktikanten Franz Manggold und seiner Frau Elisabeth, geb. Geisendörfer, in Offenburg in Baden geboren. Ich bin evangelischer Konfession. Nach Besuch der Volksschule in Emmendingen kam ich nach Freiburg i. Br. auf das dortige Friedrichsgymnasium, das ich im März 1922 mit dem Abitur verließ. Mein Studium begann ich im S. S. 1922 an der Universität Freiburg und setzte es im W. S. 1923/24 an der Universität Frankfurt/Main fort. S. S. 1924 bis W. S. 1925/26 war ich wieder an der Universität Freiburg immatrikuliert. Im Frühjahr 1926 mußte ich aus wirtschaftlichen Gründen mein Studium unterbrechen und war bis November 1928 als Redakteur an der „Breisgauer Zeitung“ in Freiburg tätig. Im W. S. 1928/29 nahm ich das Studium an der Universität Freiburg wieder auf, um es im S. S. 1931 mit dem Doktorexamen abzuschließen. Meine Studienfächer waren: Neuere deutsche Literaturgeschichte, germanische Philologie, Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie. Vorlesungen hörte ich bei den Herren Professoren: v. Below, Ebbinghaus, Jantzen, Kapp, Kroner, Michael, Götze, Rachfahl, Sütterlin, Wilhelm, Witkop (Freiburg i. Br.), und Bruhns, v. Martin, Schneider, Sommerfeld (Frankfurt/Main). An Seminaren nahm ich teil bei den Herren Professoren v. Below, Götze, Jantzen, Kapp, Michael, Wilhelm und Witkop. Zu besonderem Dank bin ich Herrn Prof. Dr. Witkop für Anregung und Förderung bei meiner Arbeit verpflichtet.